

Die Politische Meinung

Nr. 549, März/April 2018

Fußball – die gesellschaftspolitische Dimension

Die Politische Meinung



FUSSBALL

Die gesellschaftspolitische Dimension

ZUM SCHWERPUNKT Wolfram Pyta, Fußballweltmeisterschaften und Politik;
Moritz Küpper, Verkaufte Liebe; Benjamin Bidder, Lasst die Russen kommen!;
Kristian Naglo, Was die Soziologie über den Fußball sagt; Silke Kassner / Jonathan Koch,
„Randsport“ und Fußball

KOMMENTIERT John Carlin, Licht und Schatten; Dominique Eigenmann,
„La Mannschaft“. Eloge eines Schweizer Bewunderers

INTERVIEW Reinhard Grindel über Fußball und Politik

IMPULSE Peter Tauber, Warum der Ruf nach einem Rechtsruck historisch falsch ist;
Karlies Abmeier, Über Kirche und Politik aus Anlass des 101. Deutschen Katholikentages

ERINNERT Gisela Dachs, Zum 70. Jahrestag der Gründung des Staates Israel

9 €, Nr. 549, März/April 2018, 63. Jahrgang, ISSN 0032-3446, www.politische-meinung.de

”

Fußball ist die einzige Sportart, die zu einem Seismografen für kulturelle Selbstverständigungsprozesse avanciert ist.
Wolfram Pyta, Historiker

Politische Macht und lukrativer Geschäftszweig: Das sind auch die Assoziationen, die die nun anstehende Weltmeisterschaft in Russland begleiten werden.
Moritz Küpper, Journalist und Autor

Die Summen, die mittlerweile im Fußball bewegt werden, sind exorbitant. [...] Der Alltag deutscher Athleten im olympischen Spitzensport ist bei den meisten hingegen gekennzeichnet durch soziale und finanzielle Sorgen sowie Existenznöte.
Silke Kassner, Kanutin und Athletensprecherin

Der entspannte und entkrampfte Umgang mit der eigenen nationalen Identität hat in den vergangenen Jahren unschöne Blüten getrieben.
Manuel Becker, Politikwissenschaftler

Der Fußball ist in der globalisierten und digitalisierten Welt das letzte große Lagerfeuer, um das sich alle Schichten der Gesellschaft versammeln.
Reinhard Grindel, Präsident des Deutschen Fußball-Bundes

Alles, was ich über die Moral und die Pflichten der Menschen weiß, verdanke ich dem Fußball.
Albert Camus, Schriftsteller und Philosoph, in: Die Pest (1947)

“

Editorial

Bernd Löhmann, Chefredakteur

„Wäre, wäre – Fahrradkette!“ lautet das jüngste Bonmot von Lothar Matthäus, dem das deutsche Fußballvolk neben dem Weltmeisterschaftstitel 1990 auch eine beachtliche Sammlung denkwürdiger Fußballersprüche verdankt. Seit Sepp Herberger – „Das Runde muss ins Eckige“ – dringt dieses verkannte Genre bisweilen zu ungeahnt tiefen Einsichten vor. Was, wenn nicht die kreative Abwandlung des bekannten Kanzlerkandidatenzitats, brächte besser zum Ausdruck, dass sich in der Fußballwelt nichts wie selbstverständlich zusammenreimt? „Hätte, hätte – Fahrradkette“ würde bedeuten, alle Bedenken trotz offenkundiger Zweifel beiseitezuwischen. Aber das kann es doch nicht sein.

Wohl oder übel findet die Fußballweltmeisterschaft 2018 in Russland statt, und im Countdown zum ersten Anstoß verschlechtert sich das Verhältnis des Landes zum Westen beinahe täglich. Zu Gast bei Freunden? Es war einmal! Im Putin'schen Sommermärchen treffen Macht und Moral hart aufeinander. Party machen und inoffizielle Kriege führen – wie soll das auch zusammengehen? Vielleicht verschafft die Weltmeisterschaft der russischen Zivilgesellschaft mehr Spielraum und Aufmerksamkeit. Kicken, jubeln, wegsehen kann schon deshalb nicht die passende Maxime sein.

Die Fußball-WM in Russland ist fraglos ein präzise durchgeplanter und medial gesteuerter Prestige-Event. Dennoch muss nicht jedes politische Kalkül aufgehen. Den Eigensinn von 265 Millionen aktiven Fußballerinnen und Fußballern weltweit und der ungezählten Fans sollte niemand unterschätzen. Gut möglich, dass am Ende auch in Russland diejenigen die größten Sympathien gewinnen, die auf dem Rasen und um das Stadionrund sportlich erfolgreich und gut gelaunt Weltoffenheit und Freude an Vielfalt verbreiten. Verquält zur WM zu fahren, hilft jedenfalls auch nicht – im Gegenteil.

Angesichts aller Schwierigkeiten wäre zu wünschen, dass der Weltfußballverband FIFA sein „Premiumprodukt“ WM demnächst über die offensichtlich dominierende Sponsorenorientierung hinaus bedachtsamer vergibt. 2018 und 2022 bewegt sich das schillernde Unternehmen schon bedenklich nah entlang von Abgründen.

Die bevorstehende Fußballweltmeisterschaft wirft kritische Fragen nach der Verflechtung von Sport, Politik und Kommerz auf – international wie auch in Deutschland selbst. Perfekte Antworten wird es angesichts der riesigen Diskrepanzen so schnell kaum geben. Wer ein echter Fußballanhänger ist, wird darüber nicht verzagen, sondern nach Art von Lothar Matthäus gerade zum Eröffnungsspiel ein Hermann-Hesse-Zitat variieren: „Jedem Anpfiff wohnt ein Zauber inne.“

Bernd Löhmann

INHALT

1 EDITORIAL

SCHWERPUNKT

Fußball – die gesellschaftspolitische Dimension

12 DIE WAHRHEIT LIEGT AUF DEM PLATZ

Wolfram Pyta

Fußballweltmeisterschaften und Politik

16 VERKAUFTE LIEBE

Moritz Küpper

Was Fußball unserer Gesellschaft bedeutet

24 INTERVIEW: „DAS LETZTE GROSSE LAGERFEUER“

DFB-Präsident Reinhard Grindel über Fußball und Politik

31 IST RUSSLAND BEREIT?

Sergej Kabatsky

Der WM-Gastgeber aus einer Binnensicht

35 FANKULTUREN?

Gabriel Duttler, Boris Haigis

Ein Streifzug durch die Anhängerschaft der WM-Teilnehmer

40 LASST DIE RUSSEN KOMMEN!

Benjamin Bidder

Wie Europa vom gesellschaftlichen Austausch politisch profitieren würde

45 SPOTLIGHTS FUSSBALL GLOBAL

Berichte aus vier Kontinenten

56 KÖNIG FUSSBALL IM PARLAMENT

Johannes Steiniger

Die Strahlkraft des Fußballs und weshalb sie auf dem Spiel steht

60 KRISEN, EVENTS UND POST-FANS

Kristian Naglo

Was die Soziologie über den Fußball sagt

66 AUSSEN VOR?

Silke Kassner, Jonathan Koch

„Randsport“ und Fußball

72 WAS VOM SOMMER-MÄRCHEN BLIEB

Manuel Becker

Über Fußball, Patriotismus und nationale Identifikation

Kommentiert

21 LICHT UND SCHATTEN

John Carlin

Über die globale Bedeutung des Fußballs

77 „LA MANNSCHAFT“

Dominique Eigenmann

Eloge eines Schweizer Bewunderers

Erinnert

107 **„IN PRAG IST
PARISER KOMMUNE“**
Stefan Karner
Der „Prager Frühling“ vor fünfzig Jahren
und seine Folgen

113 **INTERVIEW:
1968 IN DER
TSCHECHOSLOWAKEI**
Sylvie Wittmann
Eine Augenzeugin berichtet aus
einer jüdischen Perspektive

117 **„MOSAIKGESELLSCHAFT“**
Gisela Dachs
Zum 70. Jahrestag der Gründung
des Staates Israel

Impulse

81 **EIN SCHMALER GRAT**
Karlies Abmeier
Über Kirche und Politik aus Anlass
des 101. Deutschen Katholikentages
in Münster

87 **WIR SIND
CHRISTDEMOKRATEN**
Peter Tauber
Warum der Ruf nach einem Rechtsruck
historisch falsch ist

Gelesen

92 **VERSCHLUNGENE PFADE**
Hans Jörg Hennecke
Auf der Suche nach den verlorenen
Konservativen

Würdigung

96 **EIN ANTI-HOUELLEBECQ?**
Michael Braun
Mathias Énard erhält den Literaturpreis
der Konrad-Adenauer-Stiftung 2018

Replik

102 **ÄPFEL UND BIRNEN II**
Reinhard Mohr
Über die „68er“

Nachruf

122 **GOTT UND DER WELT IN
OFFENHEIT VERBUNDEN**
Thomas Sternberg
In memoriam Karl Kardinal Lehmann

Aus der Stiftung

125 **EUPHORIE UND ABGRÜNDE**
Stefan Reith
Eine Fachtagung thematisiert die
gesellschaftliche Bedeutung des Fußballs
in Lateinamerika

128 **FUNDSTÜCK**



Augenblicke zwischen Ruhe und Bewegung

„Die Fotografien von Regina Schmeken sind anders“, sagt Oliver Bierhoff, Manager der DFB-Auswahl. Er, der millionenfach abgelichtete Golden Goal-Schütze des EM-Finalsiegs 1996, lud sie ein, die Nationalmannschaft zwei Jahre lang mit der Kamera zu begleiten. Wo sonst alles rennt, köpft, grätscht, jubelt und schreit, kehrt bei Regina Schmeken eine eigentümliche Ruhe ein.

Vielleicht braucht selbst der Fußball, der von Dramatik und großen Emotionen lebt, auch stille Momente? Erst recht, bevor es am 14. Juni im Moskauer Luschniki-Stadion wieder richtig losgeht.

Die Fotokünstlerin Regina Schmeken lebt und arbeitet in Berlin; sie erhielt nationale und internationale Auszeichnungen; die gezeigten Aufnahmen sind dem Katalog zur Ausstellung „Unter Spielern – Die Nationalmannschaft“ (Hatje Cantz Verlag, 2012) entnommen. Die großformatigen Fotoarbeiten waren unter anderem im Berliner Martin-Gropius-Bau und im Museum Villa Stuck in München zu sehen.

Fußball

—

Die gesellschaftspolitische Dimension













Die Wahrheit liegt auf dem Platz



Fußballweltmeisterschaften und Politik

WOLFRAM PYTA

Geboren 1960 in Dortmund,
Universitätsprofessor für Neuere
Geschichte und Leiter der
Abteilung für Neuere Geschichte
am Historischen Institut der
Universität Stuttgart.

Was sind die wichtigsten Gründe dafür, dass die FIFA-Weltmeisterschaften auf allen Kontinenten Menschen in ihren Bann schlagen? Warum sind sie zu einem transnationalen Medienereignis avanciert, das – abgesehen von „weißen Flecken“ wie Südasien – weltweit im vierjährigen Turnus vier Wochen lang für unerschöpflichen Gesprächsstoff sorgt?

Dass sich sportliche Großereignisse zu politischer Selbstdarstellung eignen, kann diesen Siegeszug nicht hinreichend erklären. Gewiss haben insbesondere autoritäre Regime Weltmeisterschaften zur Imagepolitik missbraucht. So hat das faschistische Italien 1934 in der im eigenen Land ausgetragenen

WM eine willkommene Gelegenheit zur Profilierung erblickt – mit dem Sieg der „Squadra Azzurra“ als Krönung. Die argentinische Militärjunta verfuhr 1978 ähnlich; auch dieses Mal trug das gastgebende Team den Sieg davon.

Als kulturpolitische Imageoffensive können jedoch auch Turniere gelten, die von Gastgeberländern ausgerichtet wurden, die der Welt ein neues Gesicht zeigen wollten. Zweifellos gehört die Weltmeisterschaft 2006 dazu, als Deutschland die Einladung aussprach, „zu Gast bei Freunden“ zu sein, und es gelang, beträchtliche Sympathiegewinne durch eine organisatorisch perfekte und fußballerisch spannende Weltmeisterschaft zu generieren. Vier Jahre später unternahm Südafrika einen ähnlich gelagerten Versuch, dessen Ergebnis allerdings bei Weitem nicht an das deutsche Exempel heranreichte.

KULTURELLE STRAHLKRAFT

Darüber hinaus spielen Weltmeisterschaften im nationalen Diskurs von Staaten eine herausragende Rolle – als Projektionsfläche für nationale Selbstzuschreibungen. Fußball ist die einzige Sportart, die zu einem Seismografen für kulturelle Selbstverständigungsprozesse avanciert ist, und bei Weltmeisterschaften kann sich dieses Potenzial landesweit entfalten. Ein Streifzug durch vier im Fußball besonders erfolgreiche Nationen zeigt: Brasilien hat spätestens seit dem Gewinn der Weltmeisterschaft 1958 den Fußball zu einem nationalen Exportgut erster Güte erhoben. Frankreich wiederum, bei Weltmeisterschaften bis 1998 nie bis ins Endspiel vorgedrungen, nahm seinen Triumph im eigenen Land („on a gagné“) zum Anlass, den 3:0-Erfolg gegen Brasilien als Resultat eines gelungenen Integrationsprozesses zu verklären – standen in der siegreichen Elf doch Spieler, die selbst oder deren Vorfahren in Polynesien, Armenien, Nordafrika oder Westafrika geboren wurden. Zwölf Jahre später wurde allerdings gerade diese Diversität als Hauptursache dafür ins Spiel gebracht, dass die „Équipe Tricolore“ in der Vorrunde in Südafrika sang- und klanglos ausschied und zudem abseits des Platzes durch Fehlverhalten auffiel. Die Niederländer haben ihre beiden Endspielteilnahmen der Jahre 1974 und 1978 als Ausdruck einer betont lockeren, antiautoritären Einstellung der niederländischen Gesellschaft ausgegeben. Und Italien konnte sich über das vielfach beklagte Staatsversagen lange dadurch hinwegtrösten, dass wenigstens im Fußball das Land noch Weltspitze war – der Sieg im Finale in Berlin 2006 schien dies markant zu bestätigen.

Der deutsche Fall bietet besonders reichhaltiges Anschauungsmaterial für die kulturelle Aufladbarkeit der Bühne „Weltmeisterschaft“. Dass am 4. Juli 1954 im Berner Wankdorf-Stadion der junge bundesdeutsche Staat eine kulturelle Fundierung mithilfe des Fußballs erhielt, ist mittlerweile gesicherte wissenschaftliche Erkenntnis. Auch der Umgang mit der deutschen Teilung lässt sich ablesen an der Art und Weise, wie auf das sportlich relativ

bedeutungslose Aufeinandertreffen der Teams beider deutscher Staaten bei der Weltmeisterschaft 1974 reagiert wurde. Das 0:1 – erzielt durch den legendären Treffer von Jürgen Sparwasser vom 1. FC Magdeburg – wurde in der DDR als Beleg dafür ausgegeben, dass sie auch auf dem Felde des Fußballs mit der „kapitalistischen“ Konkurrenz im Westen mithalten könne. In der Bundesrepublik waren die Begleitumstände dieses Spiels beredter Ausdruck einer zunehmenden Gleichgültigkeit gegenüber dem anderen Teil Deutschlands, der aus dem Gesichtskreis einer ausschließlich im geteilten Deutschland sozialisierten Generation – zu der auch alle eingesetzten westdeutschen Spieler zählten – zunehmend verschwand. Dass allein Bundestrainer Helmut Schön, ein gebürtiger Dresdner, eine gesamtdeutsche Vita repräsentierte, war nicht mehr als ein zunehmend exotisch werdender Farbtupfer einer fußballerischen Selbstbespiegelung, die darin kulminierte, dass in den 1980er-Jahren dem Gros der Stadionbesucher und der „National“-Spieler der Text der Nationalhymne unvertraut war, die ja „Einigkeit ... für das deutsche Vaterland“ als hehres Ziel proklamierte.

Doch solche nationalen Selbstbespiegelungen machen nur eine und nicht einmal die wichtigste Facette der kulturellen Ausstrahlungskraft von Fußballweltmeisterschaften aus. Ihre Hauptursache liegt darin begründet, dass sich über solche nationalen Zuschreibungen hinaus ein transnationaler Diskurs etabliert hat, der die nationalen Grenzen überschreitet. Warum ist die zehnminütige Zeitspanne, in der weltweit die meisten SMS versandt wurden, die Halbzeitpause des denkwürdigen Halbfinalspiels in Belo Horizonte gewesen, als die deutsche Mannschaft mit einem 5:0-Zwischenstand das brasilianische Heimteam deklassiert hatte? Weil sich die Grenzen des Erwartbaren Sprengendes, schier Unglaubliches auf dem Rasen abgespielt hatte, das all jene zu einem Kommentar drängte, die ausgeprägtes Wissen über den Fußball besaßen.

Der Kulturosoziologe Tobias Werron hat darauf hingewiesen, wie stark die Expertise des Sportpublikums – sowohl der Stadionbesucher als auch derjenigen, die am Fernseher oder am Computer Sportereignisse live verfolgen – die Deutungsmuster der Rezipienten prägt. Seit mehr als zwanzig Jahren ist weltweit ein kompetentes Fußballpublikum herangewachsen, das sich seinen eigenen Reim auf eine Fußballweltmeisterschaft macht, wobei das sportliche Geschehen den Kern dieser vielfältigen Erzählungen ausmacht. Daher sind alle Versuche von Regierungsseite oder vonseiten des Weltfußballverbandes FIFA, „Meistererzählungen“ über Weltmeisterschaften in Umlauf zu bringen, zum Scheitern verurteilt. Der von Funktionären oft bis zur Unkenntlichkeit entstellte Satz, wonach der Fußball den Fans gehöre, bewährt sich in diesem Fall ohne Einschränkungen. Mag auch die Kommerzialisierung der Weltmeisterschaften durch die FIFA weiter anwachsen: Die Deutungshoheit über ihr „Produkt“ hat diese Organisation in dem Moment abgegeben, in dem der Anpfiff zum ersten Spiel ertönt.

Fußballweltmeisterschaften besitzen ein einzigartiges Imaginationspotenzial, das den Stoff für gelegentlich mythisch aufgeladene Erzählungen bietet. Oft sind solche Narrative nationenzentriert wie das „Wunder von Bern“, die nachträgliche Überhöhung des WM-Erfolgs der Herberger-Elf 1954, welcher auf ungarischer Seite grenzenlose Trauer korrespondierte. Die bis heute nicht beendete Debatte um das legendäre Wembley-Tor im Endspiel zwischen England und Deutschland im Jahre 1966 ist ein Diskurs geblieben, der nicht über Deutsche und Engländer hinausreicht.

Mittlerweile zeichnet sich jedoch die Tendenz ab, dass bestimmte Momente einer Fußweltmeisterschaft im visuellen Speicher des Kollektivs „Fußballpublikum“ so haften bleiben, dass sie zu einem kollektiven Gedächtnis verdichtet werden. Es ist kein Zufall, dass sich solche ikonographischen Szenen um Weltstars des Fußballs ranken, die sich mit roten Lettern in die Fußballhistorie eingraviert haben, weil sie mehreren Turnieren ihren Stempel aufdrückten. Pelé kann als der erste Fußballer gelten, der seine weltweite Popularität seinem Auftreten bei Weltmeisterschaften verdankte; Maradona und Zidane gehören ebenfalls in diese Kategorie – auch deswegen, weil der tränenüberströmte Maradona nach dem verlorenen Finale von 1990 oder der seine Selbstbeherrschung verlierende Zidane im Finale 2006 eine Verletzlichkeit offenbarten, die den Spitzensportler als „normalen Menschen“ präsentierte.

EIN BLICK AUF RUSSLAND

Welchen Ausblick kann man vor dem Hintergrund der hier skizzierten Überlegungen auf die bevorstehende Weltmeisterschaft in Russland wagen? Dass die russische Regierung eine imageförderliche Vermarktung dieses Großereignisses anstrebt, ist ebenso wenig verwunderlich wie das Bestreben der FIFA-Spitze, ihr Produkt mit Superlativen zu versehen. Doch im Jahr 2018 wird die Vergeblichkeit solcher Bemühungen noch offenkundiger zutage treten, weil derartige Versuche diskursiver Vereinnahmung einer Weltmeisterschaft noch stärker als alle ihre Vorläufer an der Sinnautonomie des Sportpublikums und an einer zunehmend kritischen Öffentlichkeit zerschellen werden.

Welche ikonischen Bilder in diesem Sommer zu sehen sein werden, wird nicht zuletzt von der genuin sportlichen Qualität der Weltmeisterschaft abhängen. Insofern wird sich die Neugier der wahren Liebhaber des Fußballs auf den Ort des Geschehens konzentrieren, auf dem keine Trickserien mehr möglich sind: Die Wahrheit liegt bekanntlich im Fußball immer auf dem Spielfeld!

Verkaufte Liebe

—

Was Fußball unserer Gesellschaft bedeutet

MORITZ KÜPPER

Geboren 1980 in Köln, Landeskorrespondent für das „Deutschlandradio“ in Nordrhein-Westfalen, Autor (zuletzt erschienen: „Es war einmal ein Spiel: Wie der Fußball unsere Gesellschaft beherrscht“, Verlag Die Werkstatt 2017).

Knud Bielefeld ist gelernter Diplom-Wirtschaftsinformatiker. Er lebt in Ahrensburg im Norden Deutschlands und hat ein ungewöhnliches Hobby: Vornamenforschung. So nennt er es selbst auf seiner Website *beliebte-vornamen.de*. Auf dieser Seite veröffentlicht Bielefeld seine Forschungsergebnisse, wie beispielsweise die Jahrganglisten der häufigsten Vornamen seit dem Jahr 1980. Dabei fallen Bielefeld Besonderheiten in der Namensgebung auf. Ein Faktor: Fußball. Während die Renaissance des Namens Mats laut Bielefeld nicht nur an den Erfolgen des Nationalspielers Mats Hummels liegt, hat der Namensforscher einen anderen Weg gefunden, um den Einfluss aufzuzeigen: „Das lässt sich vor allem bei sehr bekannten Fußballern nachweisen, die einen untypischen ausländischen Namen tragen“,

erklärt er. Sein bestes Beispiel ist Arjen Robben. Bevor der Niederländer 2009 nach München wechselte, tauchte der Name in Bielefelds Statistiken nie auf. Seitdem hat sich dies verändert, und die Häufigkeit des Namens Arjen wurde in den folgenden Jahren signifikant gemessen. Ähnlich ist die Geschichte bei Luca Toni, einst Torschützenkönig in Diensten des FC Bayern München. Der Name Luca gehört seit Jahren zu den beliebtesten Jungennamen in Deutschland. Nicht ganz so, aber ebenfalls populär ist Toni. „Das Besondere in diesem Fall ist die Kombination“, hat Bielefeld festgestellt. „Während das bei dem Stürmer Vor- und Nachname war, taucht seit 2007 die Kombination häufiger als erster und zweiter Vorname auf.“ Für Bielefeld ist klar, dass zwischen populären Fußballern und Trends in der Namensgebung ein Zusammenhang besteht: „Das spielt eindeutig eine Rolle.“

Inwieweit sich die Deutschen tatsächlich bei der Namensgebung ihrer Kinder vom Fußball dominieren lassen, sei dahingestellt. Fakt ist, dass sich der Fußball längst von seinem Status als Sportart entkoppelt hat. Dabei war und ist das Spiel eigentlich recht simpel: ein Platz, ein Ball, 22 Spieler. Seit den Anfängen im 19. Jahrhundert haben sich die Spielregeln kaum verändert. Zumindest auf dem Platz. Doch abseits des Rasens ist aus dem Fußball eben ein gesellschaftlicher Faktor geworden, der seinesgleichen sucht und dessen Einfluss sich mittlerweile in (fast) allen Bereichen finden lässt: Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Justiz, Medien, Gesellschaft, Kultur, Entertainment, Tourismus, sogar innerhalb der Sprache.

Wenn die deutsche Nationalmannschaft das Endspiel der Weltmeisterschaft erreicht, fliegen Bundespräsident und Bundeskanzlerin zu dem Spiel ein, obwohl gemeinsame Auslandsbesuche der beiden Staatsorgane – nach Auskunft des Bundespräsidialamtes – eigentlich vermieden werden sollen. Das war nicht nur bei der WM 2014 der Fall, sondern auch bei der WM 2002 in Japan, als der damalige Bundespräsident Johannes Rau sowie der seinerzeitige Bundeskanzler Gerhard Schröder nach Yokohama flogen. Weitere gemeinsame Auftritte der Staatsspitze im Ausland in der jüngeren Vergangenheit? Fehlanzeige.

VEREINSEIGENE FRIEDHÖFE

Wenn Nationalspieler Mesut Özil ein paar Sätze bei Facebook postet, erreicht er bei seinen gut 31,6 Millionen „Likes“ dreizehnmal so viele Menschen wie Bundeskanzlerin Merkel mit 2,5 Millionen Fans. Wenn der Präsident des FC Bayern München, Uli Hoeneß, wegen Steuerhinterziehung in München vor dem Landgericht steht, übersteigen die 545 Akkreditierungsanfragen der Journalisten deutlich die 324 Journalisten-Gesuche an dasselbe Gericht beim Prozess gegen den sogenannten Nationalsozialistischen Untergrund (NSU), der zehn Menschen umgebracht haben soll.

Wenn heutzutage Professoren auf wissenschaftlichen Tagungen ernsthaft darüber debattieren, ob „Fußball als Religionsersatz“ diene, und diese Frage bejahen, wenn es vereinseigene Friedhöfe sowie Gottesdienste gibt und das Maskottchen des 1. FC Köln, der Geißbock Hennes, in den Stein des Kölner Doms gemeißelt ist, erinnert sich kaum noch jemand daran, dass sich bei der WM 1954 der Rundfunk-Reporter Herbert Zimmermann für seine Wortwahl „Turek, du bist ein Fußballgott“ noch rechtfertigen musste. Und wenn das Frankfurter Senckenberg Naturmuseum seine Besucher darüber abstimmen lässt, wessen Gehirn in fünfzigfacher Vergrößerung zu einer Begehung nachgebaut werden soll, gewinnt nicht der weltbekannte Physiker Albert Einstein, sondern Karl-Heinz Körbel, seines Zeichens Bundesliga-Rekordspieler, einst Verteidiger bei Eintracht Frankfurt, dessen Gehirn durch unzählige Kopfbälle erschüttert wurde. Er bekam doppelt so viele Stimmen wie Einstein.

Es sind solche Episoden, die zeigen, wie hoch der Stellenwert des Fußballs in unserer Gesellschaft mittlerweile ist – und es verwundert nicht, dass die Politik diesem Rechnung trägt. Vor mehr als sechzig Jahren, als Deutschland in Bern erstmals Fußball-Weltmeister wurde, dachte der erste Bundeskanzler der Bundesrepublik, Konrad Adenauer, nicht im Traum daran, sich im Stadion zu zeigen: Stattdessen standen am 4. Juli 1954 ein Abstecher nach Rudesheim sowie ein „Abendessen bei Herrn Bundespräsident“ in Adenauers Terminkalender.

DER FUSSBALL ALS DIPLOMATIE

Während Merkels Vorgänger im Amt, vor allem Helmut Kohl und Gerhard Schröder, peu à peu den Fußball für Bundeskanzler salonfähig machten, setzt Merkel ihn seit Beginn ihrer Amtszeit zielgerichtet ein. Auf eine Anfrage im Juli 2016 teilte eine Regierungssprecherin mit, dass es „36 offizielle im Zusammenhang mit Fußball stehende Termine, davon elf im Bundeskanzleramt“ gegeben habe. „Die Freude am Fußball teile ich mit Millionen Menschen in Deutschland“, sagte Merkel in einem Gespräch mit der *Süddeutschen Zeitung*.

Ihre Leidenschaft hat sich auch auf dem politischen Parkett herumgesprochen: „Lassen Sie es mich so sagen: „She is a very learned fan“, erinnert sich Philip D. Murphy, einst US-Botschafter in Deutschland, leidenschaftlicher Fan und Besitzer eines Frauenfußball-Teams in den USA, „ich habe sehr gerne mit ihr über Fußball gesprochen.“ Doch Murphy versuchte auch, Merkels Leidenschaft – sie ist Ehrenmitglied bei Energie Cottbus – beruflich zu nutzen: „Wir waren bei zwei oder drei Cottbus-Spielen“, berichtet der US-Botschafter von Abstechern in die Fußball-Provinz, „und ich habe immer dafür gesorgt, dass sie das mitbekommen hat.“ Der Fußball als Diplomatie. Auch hier zeigt sich der Stellenwert eines Spiels. Doch: Ist es überhaupt noch ein Spiel? Oder nicht zuletzt ein einziges, großes Geschäft?

Wolfgang Holzhäuser, jahrzehntelang Geschäftsführer von Bayer 04 Leverkusen und Mitbegründer der Deutschen Fußball Liga, hatte in der Branche das Image eines Kaufmanns, weil er sich bei Spielereinkäufen auch einmal nach dem Grenzertrag erkundigte. Noch gut kann sich Holzhäuser an den öffentlichen Aufschrei beim ersten Millionen-Transfer der Bundesliga erinnern: Im Jahr 1976 wechselte der Stürmer Roger Van Gool vom FC Brügge zum 1. FC Köln. Kaufpreis: eine Million D-Mark. „Wenn Sie heute einen Spieler für zehn Millionen Euro kaufen und der einschlägt“, sagt Holzhäuser, „dann ist das ein Schnäppchen.“ Mittlerweile sind Summen jenseits der Fünfzig-Millionen-Euro-Grenze Sommer für Sommer an der Tagesordnung. Im vergangenen Jahr markierte der Transfer des Brasilianers Neymar vom FC Barcelona zu Paris Saint-Germain mit 222 Millionen Euro Ablöse einen Rekord. Solche Summen werden künftig eher die Regel und nicht die Ausnahme sein. Das lässt sich schon daran ablesen, dass immer neue, immer höhere Fernsehverträge abgeschlossen werden – allein in Großbritannien streicht die Liga rund 9,5 Milliarden Euro ein. Für drei Jahre.

HOCHPOPULÄR, MILLIARDENSCHWER

Politische Macht und lukrativer Geschäftszeit: Das sind auch die Assoziationen, die die nun anstehende Weltmeisterschaft in Russland begleiten werden. Mit einer Investitionssumme von über zehn Milliarden Euro wird es das teuerste Turnier der Fußball-Geschichte werden – doch Russlands Präsident Wladimir Putin wird die Aussicht auf ein globales Mega-Ereignis im Wahljahr 2018 sicherlich froh stimmen. Hochpopulär, milliardenschwer – ist der Profi- also nur noch ein Profit-Fußball?

Heinz Bude ist ein renommierter Soziologe, er lehrt an der Universität Kassel. Seine Themen sind die Generationen-, aber auch die Exklusionsforschung. Im Oktober 2015 nahm Bude an einer Tagung in den USA teil. An der Princeton University ging es um das Thema Fremdenfeindlichkeit. Bude war der einzige deutsche Teilnehmer und wurde, auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, von allen gefragt, warum ausgerechnet die Deutschen plötzlich Spezialisten für Fremdenfreundlichkeit seien. Seine Antwort: „Ich habe an die Fußballweltmeisterschaft von 2006 erinnert, wo lauter Deutsche, die wie Türken aussahen, plötzlich deutsche und türkische Fahnen geschwenkt haben“, berichtete Bude in einem *Spiegel*-Interview gut ein Jahr später. „Die meisten erinnerten sich an dieses Bild kultureller Offenheit; und es ist ja auch unverrückbar in unserem kollektiven Gedächtnis verankert.“ Budes Fazit klingt eindrücklich: „Diese Fußballweltmeisterschaft hat die anfangs so freundliche Aufnahme der Flüchtlinge gewissermaßen vorbereitet.“ Die Kraft des Fußballs wird also für die deutsche Willkommenskultur (mit-) verantwortlich gemacht – nur ein Beispiel für die nicht zu überschätzende

gesellschaftliche Bedeutung. Vereine und Verbände sind seit Langem sozial engagiert, sei es durch Stiftungen, Benefizspiele oder die viel zitierte Vorbildfunktion. Diese Verdienste sind unbestritten (auch wenn sie teilweise aus Eigeninteresse verfolgt werden) und auch gesellschaftlich wertvoll – und machen dennoch nur einen Bruchteil der vom Fußball bewegten Summen aus.

EROS UND PHILIA

Es sind vor allem diese Milliardensummen, aufgrund derer sich der Fußball einer Wertedebatte stellen muss: „Muss sich König Fußball für Menschenrechte interessieren?“, lautet beispielsweise eine jährliche wiederkehrende Frage, wenn der FC Bayern München zum Wintertrainingslager nach Katar aufbricht. Auch Fans, die aufgrund des ausufernden Kommerzes eigene Vereine gründen, oder Länderspiele, die nicht ausverkauft sind, zeigen, dass sich die Zeit der Doppelmoral und von zweierlei Standards dem Ende zuneigt. Die Zunahme der rechtsstaatlichen Ermittlungen deutet ebenfalls in diese Richtung. Öffnen sich nun die Augen?

Der Schauspieler Peter Lohmeyer, selbst glühender Fan des FC Schalke 04, hat dazu gesagt: „Wie blöd sind wir, dass wir nicht wissen, dass das seit Jahrzehnten passiert?“ Auf dem Sofa sitzend, das Produkt genießend, passiere nichts, schiebt er selbstkritisch nach. Dabei sei das für ihn der große Haken: „Wenn ich der Liebe zum Fußball nicht meine Kritik mitgebe, dann geht sie irgendwann, dann ist sie wirklich irgendwann verkauft – und das will ich nicht“, sagt er, „ich will meine Liebe nicht verkaufen, ich will sie lieben.“

In der Philosophie lassen sich in der Tat zwei Formen der Liebe unterscheiden: die romantische Liebe des Eros, die blind und rauschhaft ist, sowie die Philia, eine erwachsene Liebe, die Freundschaft und Kritik einschließt. Doch ob diese Liebe ihren Durchbruch ausgerechnet im Jahr der teuersten und politisch aufgeladenen Weltmeisterschaft in Russland feiert, erscheint mehr als fraglich.

Licht und Schatten

Über die globale Bedeutung des Fußballs

JOHN CARLIN

Geboren 1956 in London, Journalist und Autor. Der Film „Invictus“ (2009) basiert auf seinem Buch „Der Sieg des Nelson Mandela: Wie aus Feinden Freunde wurden“ (Herder 2008).

Der britische Schriftsteller und Kunstkritiker Geoff Dyer schrieb vor Kurzem, der Fußball sei „in der Kultur und im Sport ein derart umfassendes Phänomen, dass ein Außerirdischer durchaus zu dem Schluss gelangen könnte, unser Planet habe seine Gestalt als Hommage an den Ball angenommen, um den sich das Leben zu jeder Zeit dreht“. Dem würde ich hinzufügen, dass der Besucher aus dem Weltraum bei näherem Hinsehen folgern könnte, der Ball selbst sei Gegenstand der globalen Verehrung und das Fußballspiel

die dominante Religion der zweibeinigen Erdenbewohner.

Damit läge er nicht weit daneben. Die Fußballgläubigen sind zahlenmäßig weit stärker vertreten als diejenigen, die christliche, muslimische, hinduistische, buddhistische, jüdische oder andere Götter anbeten. Dem Besucher aus dem All könnte des Weiteren auffallen, dass kein anderes Thema häufiger diskutiert wird als der Fußball und dass sich die Erdlinge keinem anderen gesellschaftlichen Phänomen mit so viel Leidenschaft und so viel Sachkenntnis widmen.

Ist das nun gut oder schlecht? Man könnte sagen, es wäre besser, wenn sich die Welt die Zeit lieber damit vertreiben würde, die Armut auszumerzen, aber bis dahin sollten wir dankbar sein, dass die

Menschheit per Zufall auf die einzige Sprache gestoßen ist, die von allen Religionen, Völkern, Ländern und Ideologien gleichermaßen verstanden wird, und sich der Fußball zu einer – wenn auch unvollkommenen – Universaldemokratie entwickelt hat, innerhalb derer sich alle mit gleicher Begeisterung auf Augenhöhe begegnen.

WELTWEIT GESPRÄCHSSTOFF

Man stelle sich vor, ein Philosophieprofessor der Universität Heidelberg findet sich plötzlich in einem Dorf mitten im Kongo wieder oder ein chinesischer Computerwissenschaftler in einem mexikanischen Slum oder ein amerikanischer Politiker in einer Bar in Wladiwostok. Würden unsere drei fiktiven Versuchspersonen nichts vom Fußball halten, hätten sie fast keine Chance, mit den Einheimischen ins Gespräch zu kommen. Wenn sie aber zufällig Interesse daran haben, sichert das den sofortigen Kontakt. Sie werden bald darüber sprechen, ob nun Lionel Messi oder Cristiano Ronaldo der Größte ist, ob Bayern München besser spielt als Real Madrid oder welches Land am wahrscheinlichsten Weltmeister wird. Mehr noch: Selbst der ärmste, ungebildetste Teilnehmer an der Unterhaltung wird den hypothetischen Besuchern aus dem Ausland gewachsen sein, was die Kenntnis der Fakten (wer schoss welches Tor im Europa-League-Endspiel 2010 und so weiter) und die analytische Urteilsfähigkeit angeht (etwa: Wenn der Trainer von Liverpool in der zweiten Halbzeit noch einen Verteidiger auf den Platz geschickt hätte, wäre das Spiel gegen Sevilla in der Champions League 2017 anders ausgegangen).

Als Journalist, der viel reist und in diesen Tagen fast so viel über Fußball schreibt wie über den Minderheitensport, der unter dem Namen Politik bekannt ist, staune ich endlos darüber, wie sehr das Spiel die Menschen fasziniert, und das oft an ganz unwahrscheinlichen Orten. Letztes Jahr zum Beispiel war ich in einem düsteren kleinen Zimmer in Dhaka, der Hauptstadt Bangladeschs, in dem eine fünfköpfige Familie wohnte. Der Vater war Rikschafahrer, die Mutter arbeitete in einer Kleiderfabrik, und keines der drei Kinder war älter als zwölf Jahre. Der einzige Luxus der Familie war ein Fernseher, ihre gemeinsame Leidenschaft die Spiele des FC Barcelona.

Dass der Fußball uns Menschen mit reichlich Gesprächsstoff versorgt, an dem wir uns in der kurzen Zeitspanne zwischen Geburt und Tod erfreuen können, ist ein guter Grund dafür, den viktorianischen Gentlemen ewig dankbar zu sein, die die Spielregeln 1863 in einem Londoner Pub austüftelten.

Aber der Fußball kann auch im sozialen Bereich Gutes bewirken, insbesondere in einem anderen Land, das ich im letzten Jahr besuchte, nämlich Ruanda. Der Völkermord von 1994, bei dem die Mehrheit der Hutu versuchte, die Minderheit der Tutsi auszurotten, gehört zu den schlimmsten Gräueltaten des 20. Jahrhunderts. Heute herrscht Frieden in Ruanda, wobei der Fußball das Land sowohl auf lokaler als auch auf nationaler Ebene einte und versöhnte. Spiele der Nationalmannschaft von Ruanda, der sowohl Hutu als auch Tutsi angehören, nährten einen gemeinsamen Nationalstolz und eine nationale Identität. Ich habe auf den Dörfern mit eigenen Augen Spiele zwischen Verwandten von Opfern des Völkermordes und

begnadigten Mördern gesehen, die dort Harmonie säten, wo es anderenfalls vielleicht nur Blut und Rachedgedanken gegeben hätte. Dieselbe heilsame Dynamik des Fußballs konnte ich in Kolumbien kurz nach dem Ende des fünfzigjährigen Bürgerkriegs sowie in Südafrika nach der Apartheid beobachten.

DIE DUNKLE SEITE DES SPIELS

Was gibt es Schlechtes zu sagen? Hat der Fußball eine dunkle Seite? Er hat eine, genau wie alles andere, an dem zahlreiche Angehörige unserer nichtsnutzigen und närrischen Spezies beteiligt sind. Dazu gehört ganz offensichtlich die Gewalttätigkeit der Fans rivalisierender Mannschaften. In Russland können wir fest damit rechnen, dass die Fans der englischen Nationalmannschaft ihr Bestes tun werden, um die Stimmung zu vermiesen. Andererseits darf man nicht vergessen, dass das Rowdytum bei großen internationalen Wettkämpfen genauso wie bei den Tausenden großen und kleinen Spielen, die jede Woche auf der ganzen Welt stattfinden, die Ausnahme und nicht die Regel darstellt.

Am beklagenswertesten ist vielleicht die Korruption, die aus den riesigen Summen erwächst, die für professionelle Spiele ausgegeben werden, und die bei dem Dachverband des Weltfußballs, der FIFA, am stärksten zutage tritt. Mittlerweile ist bewiesen, dass Sepp Blatter, der entmachtete FIFA-Präsident, sowie Dutzende andere, die ihm nahestanden, sich bestenfalls kriminell verantwortungslos und schlimmstenfalls wie schamlose Diebe verhalten haben. All das wurde in den

letzten beiden Jahren durch die Gerichte, die Polizei und die Medien aufgedeckt.

Das Merkwürdige daran ist aber, dass wir, die überwältigende Mehrheit der Milliarden Fans auf der ganzen Welt, dem Spiel noch genauso zugetan sind wie früher. Warum? Weil wir an etwas glauben müssen. Ähnlich einer institutionalisierten Religion schenkt uns der Fußball Hoffnung, Freude, Leidenschaft, Liebe und eine Identität sowie Trost und Zuflucht vor der rauen Wirklichkeit des Lebens. Unser Glaube hat etwas Kindliches an sich, wie vielleicht jeder andere Glaube auch. Aus diesem Grund wenden wir wie Kinder, die den Beweisen dafür nicht glauben wollen, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt, unsere Nasen ab von dem Geruch der FIFA und der vielen raffgierigen Zyniker, die das Spiel fast überall auf der Welt zu beherrschen scheinen.

Indem wir wegschauen, werden wir zu Komplizen ihrer Taten, und tief in unserem Inneren wissen wir das auch. Trotzdem verhalten wir uns so, weil der Fußball zu wertvoll, zu gut ist, um verloren zu gehen. Wenn ein Preis für ihn gezahlt werden muss, ist er es wert – eine Ansicht, der sich auch der prinzipientreueste aller französischen Schriftsteller und Philosophen, Albert Camus, sicher angeschlossen hätte. Bekanntermaßen war es Camus, der sagte: „Alles, was ich über die Moral und die Pflichten der Menschen weiß, verdanke ich dem Fußball.“ In *Die Pest*, seinem berühmtesten Roman, kommt Camus zu dem großmütigen Schluss, dass „an den Menschen mehr zu bewundern als zu verachten ist“. Genauso wie am Fußball.

Übersetzung aus dem Englischen:
Wilfried Becker, Gernersheim

„Das letzte große Lagerfeuer“

—
Der DFB-Präsident über Fußball und Politik

REINHARD GRINDEL

Geboren 1961 in Hamburg, Altstipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung, Journalist, Politiker und Sportfunktionär, 2002 bis 2016 Mitglied des Deutschen Bundestags, seit 2016 Präsident des Deutschen Fußball-Bundes (DFB).

Herr Grindel, „Sport ist nicht unpolitisch“, haben Sie kürzlich formuliert. Aber wie politisch kann und darf der Sport sein?

Reinhard Grindel: Sport darf zuallererst nicht parteipolitisch einseitig sein. Er ist nicht unpolitisch, muss aber darauf achten, sich nicht politisch zu überheben. Vom Sport kann niemand verlangen, was mächtige Staatslenker und die UNO nicht zustande bringen – daher auch meine Skepsis gegenüber Boykottaufrufen. Andererseits ist der Sport, vor allem der Fußball, in der globalisierten und digitalisierten Welt das letzte große Lagerfeuer, um



© picture alliance / Foto Huebner

das sich alle Schichten der Gesellschaft versammeln – Arme und Reiche, Männer und Frauen, Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte. Die Einschaltquoten im Fernsehen und die Millionen Menschen beim Public Viewing veranschaulichen, was der Fußball „bewegen“ kann. Daraus erwächst eine große Verantwortung und Integrationskraft: Er kann Werte vorleben, Orientierung geben, Standpunkte verdeutlichen, und insofern wirkt der Sport natürlich auch politisch.

Wo sehen Sie konkrete politische Zeichen?

Reinhard Grindel: Nehmen Sie die üble Demagogie Alexander Gaulands gegen-

über unserem Nationalspieler Jérôme Boateng. Die entschiedene Reaktion des Sports hat deutlich gemacht, dass wir jeder Form von Diskriminierung unmissverständlich entgegengetreten. In diesem Fall ist die AfD eindrucksvoll in die Schranken gewiesen worden. Beim Qualifikationsspiel in Prag im September 2017, als Neonazis den Fußball als Bühne für rechtsextremistisches Gedankengut missbrauchen wollten, haben unsere Spieler souverän reagiert und sich klar distanziert.

Wichtig ist uns, immer wieder Zeichen zu setzen. So nutzen der Deutsche Fußball-Bund und die Deutsche Fußball Liga (DFL) das öffentlichkeitswirksame Podium der Bundesliga oder unserer Nationalmannschaft für Aktionen gegen

Diskriminierung und Gewalt. Unsere Mannschaft verkörpert geradezu die Überzeugung, dass Vielfalt eine Stärke ist. Denn ohne unsere Spieler mit Migrationshintergrund hätten wir 2014 nicht Weltmeister werden können.

Auch unsere Bewerbung für die Europameisterschaft 2024 lässt sich als ein politisches Zeichen verstehen. In einer Zeit, in der das Nationale in manchen europäischen Ländern wieder überdeutlich betont wird, wollen wir in der Mitte Europas, in einem Land mit Grenzen zu neun europäischen Nachbarn, an der Nahtstelle von Ost und West, ein Fußballfest feiern, das Brücken zwischen den Menschen baut und sie erfahren lässt, dass die Werte des Fußballs Werte des Zusammenlebens unter den Menschen in Europa sind.

Sie haben mit dem Bild des „Lagerfeuers“ die enorme Integrationskraft des Fußballs herausgestellt. Welche soziale Verantwortung, aber auch welche Ansprüche an die Öffentlichkeit leiten Sie aus dieser „Lagerfeuerfunktion“ ab?

Reinhard Grindel: Unsere soziale Verantwortung nehmen wir als DFB international und national wahr. Unser Engagement im Einzelfall folgt unseren Werten im Grundsätzlichen, die wir im Alltag des Fußballs leben: Respekt, Toleranz, Fairplay. In Ländern, in denen wir Turniere gespielt haben, zeigt der DFB langfristiges Engagement. Die Mexiko-Hilfe der DFB-Stiftung Egidius Braun hilft seit über dreißig Jahren Kindern beispielsweise aus Müllsammlerfamilien, damit sie durch Bildung bessere Lebenschancen bekommen. Betreuungsprojekte in Brasilien bewahren Kinder vor einem Leben auf der Straße. In der Ukraine sind wir bis zum

heutigen Tag im Gesundheitswesen für Kinder engagiert.

In Deutschland setzt der Fußball positive Beispiele der Integration. Mittlerweile sind über 40.000 Flüchtlinge in die Vereine des DFB aufgenommen worden. Mit der Blindenfußball-Liga, aber auch mit vielfältigen anderen Initiativen, fördern wir die Inklusion. Bei dem Projekt „Anstoß für ein neues Leben“ geht es um die Resozialisierung von Strafgefangenen. In Haftanstalten bieten wir an, den Schiedsrichterschein zu machen – weil Menschen mit Schiedsrichterscheinen in Fußballvereinen herzlich willkommen sind und sie dadurch in ein neues, positives soziales Umfeld kommen.

Essenziell ist für den Fußball darüber hinaus das ehrenamtliche Engagement. Das Vereinsleben, der Zusammenhalt in der Fußballgemeinschaft, das Erleben von Heimat lassen sich nicht organisieren, wenn jeder fragt: „Was bekomme ich dafür?“ Auch das kann Vorbild für die Gesellschaft insgesamt sein, denn sich selbst um das Gemeinwesen zu kümmern ist eine Grundlage für gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Per Mertesacker hat kürzlich den Fokus auf die harte Realität im Profi-Fußballs gerichtet ...

Reinhard Grindel: Per Mertesacker setzt ein Beispiel, indem er deutlich macht, dass selbst Weltmeister in ihrer Karriere unter schweren psychischen Belastungen leiden können. Das wirkt insofern vorbildlich, als dadurch gerade auch für jüngere Fußballer die Hemmschwelle sinkt, sich im Zweifel entsprechende Hilfe zu suchen. Die aktuelle Diskussion um Per Mertesacker unterstreicht die Bedeutung der

Robert-Enke-Stiftung, die seit mehr als acht Jahren einen Beitrag dazu leistet, die Volkskrankheit Depression aus ihrem gesellschaftlichen Schattendasein zu holen.

Zum Thema „Ansprüche des Fußballs an Politik und Öffentlichkeit“ sind wir noch nicht gekommen. Welche Unterstützung wünschen Sie sich?

Reinhard Grindel: Generell bleibt uns wichtig, die Gemeinnützigkeit zu bewahren. Die Politik verspricht in Sonntagsreden immer wieder, für Entbürokratisierung im Vereinswesen zu sorgen. In der Praxis sieht es leider anders aus. Durch eine wirklichkeitsfremde Rechtsprechung werden immer mehr Aktivitäten der Vereine nicht dem ideellen Bereich, sondern dem wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb zugerechnet. Das bringt die Vereine in erhebliche Probleme mit den Steuerbehörden, was wiederum Gefahren für die Wahrung der Gemeinnützigkeit bedeutet. Angesichts der überragenden gesellschaftlichen Funktion von Vereinen halten wir entsprechende Klarstellung im Vereins- oder Steuerrecht für wünschenswert.

Die Einheit des Fußballs zwischen der Breite und Spitze ist eines Ihrer zentralen Themen. Etwa angesichts der exorbitanten Gehälter und Ablössummen im Profifußball würde man die Distanz leicht für unüberbrückbar halten.

Reinhard Grindel: Ich habe Verständnis für einen Vereinsvorsitzenden vor Ort, der ungläubig auf Neymars Ablössumme von 222 Millionen Euro schaut – zumal, wenn sein eigener Fußballplatz dringend renovierungsbedürftig ist. Andererseits darf

man nicht übersehen, dass sich große internationale Vereine mit Spielern wie Neymar nicht nur eine hohe sportliche Qualität, sondern auch eine enorme Wirtschaftskraft einkaufen. Cristiano Ronaldo, Lionel Messi oder Neymar haben weltweit über 100 Millionen Follower auf Twitter, Instagram oder Facebook. Ein Tweet – etwa, um ein neues Trikot bekannt zu machen – erreicht die richtigen Zielgruppen unmittelbar. Spieler dieser Kategorie erweitern also die Werbemöglichkeiten, sorgen aber auch dafür, dass beispielsweise die spanische Liga in Südamerika weit höhere TV-Einnahmen erzielt als unsere Bundesliga. Mit Sicherheit weckt die französische Liga neues Interesse in Brasilien, seit Neymar für Paris Saint-Germain spielt.

Gleichwohl gibt es Anlass, in der UEFA genau zu analysieren, ob unsere Regeln des *Financial Fairplay* noch ausreichend sind oder ob sie verschärft werden müssen. Allerdings müssen derartige Regeln mit den Grundsätzen des freien europäischen Binnenmarktes im Einklang stehen. Zurzeit sind wir seitens der UEFA im engen Kontakt mit der Europäischen Kommission, um auszuloten, was möglich ist.

Vor allem aber müssen unsere Amateurreine spüren, dass ihre Leistungen anerkannt werden. Ohne ihre Basisarbeit gäbe es keinen erfolgreichen Spitzensport: Thomas Müller hat nicht bei Bayern München angefangen, sondern beim TSV Pähl am Ammersee; Toni Kroos nicht bei Real Madrid, sondern beim Greifswalder SC. Diese grundlegende Rolle muss gewürdigt werden – beispielsweise durch eine Ausbildungshonorierung, die jetzt deutlich stärker stattfindet. Vereine, die Spieler in jungen Jahren ausgebildet haben, erhalten eine beachtliche finanzielle

Entschädigung, sobald der erste Profi-Vertrag unterschrieben ist.

Außerdem beteiligt sich die DFL auch finanziell in erheblichem Umfang an der Arbeit unserer Landesverbände. Das insgesamt gute Miteinander von DFL und DFB – das trifft für Länder wie Spanien, Italien oder England weniger zu – wirkt sich positiv auf die Basisarbeit aus.

Und der DFB-Pokal?

Reinhard Grindel: Er ist traditionell ein wichtiges Band zwischen Amateur- und Profi-Fußball. Nach wie vor treten dort die Kleinen gegen die Großen an. Weil das in der aktuellen Diskussion zu kurz gekommen ist, möchte ich darauf hinweisen, dass die umstrittenen Montagsspiele der Bundesliga auch ein Stück Respekt gegenüber dem Amateurfußball bedeuten. Ansonsten würden auch diese Spiele jeweils am Sonntag, dem „Tag der Amateure“, stattfinden. Drei statt meist zwei Bundesligabegegnungen wären zumindest in den Regionen der Heimclubs eine sehr starke Konkurrenz.

Fanproteste, auch gegen den DFB, nehmen – jedenfalls nach Ansicht vieler – an Schärfe zu. Sind sie Anlass zur Selbstkritik?

Reinhard Grindel: Die Proteste gegen den DFB sind nach meiner Wahrnehmung deutlich zurückgegangen, weil wir in einen intensiven Fandialog eingestiegen sind. Im November haben wir uns mit Repräsentanten der Ultra-Szene zu einem intensiven Gespräch getroffen, nun hoffen wir auf eine baldige Fortsetzung. Der DFB hat erhebliche Vorleistungen erbracht, um Themen anzugehen, die die Fans als stö-

rend empfanden. Dazu gehören die Aussetzung der Kollektivstrafen oder die weitgehende Freigabe von Fan-Utensilien. Unsere Sportgerichtsbarkeit ist weitaus fanfreundlicher geworden. In unserem Gespräch habe ich mich bemüht, klarzustellen, wo die Verantwortlichkeiten für bestimmte Probleme liegen, die die Fanszenen artikulieren. Über die Spieltaggestaltung und die Vergabe der TV-Rechte entscheiden beispielsweise im Ergebnis die Vereine, nicht die Verbände.

Der Sozialphilosoph Gunter Gebauer hat zur „Rebellion“ aufgerufen. Er sieht den Fußball etwa durch die merkantilen Einflüsse aus China und arabischen Ländern gefährdet. Für wie bedroht halten Sie die deutsche und europäische Fußballkultur?

Reinhard Grindel: In keinem Fall halte ich die deutsche Fußballkultur für so bedroht, dass es einer Rebellion bedürfte. Im Gegenteil: Englische und italienische Fans beneiden uns um die Atmosphäre in den Stadien, um unsere Fußballkultur allgemein. Erstaunlich viele Engländer kommen jedes Wochenende nach Deutschland, um Bundesligaspiele zu sehen, weil sie hier einen ursprünglicheren Fußball erleben können – etwa im Hinblick auf Stehplätze und Anstoßzeiten, auf die größere Anzahl von Spielen, die frei im Fernsehen zu empfangen sind, oder auf die große Akzeptanz von Spielen der 3. und 4. Liga, die bis zu 20.000 Zuschauer anziehen. Bei uns gibt es keine totale Beeinflussung durch Investoren, die etwa die Vereinsfarben bestimmen.

Ein Punkt, der besonderer Aufmerksamkeit bedarf, ist allerdings die *Competitive*

Balance – also die Frage, wie innerhalb Europas mehr Chancengleichheit unter den Clubs hergestellt werden kann und nicht immer nur die gleichen drei, vier Vereine eine Chance haben, die Champions League zu gewinnen.

In welchem Sinne wollen Sie das – bekanntlich ziemlich große – Gewicht des DFB in die FIFA einbringen, deren Transparenzbemühungen jedenfalls in den Augen vieler Beobachter sehr hinter denen des DFB zurückbleiben?

Reinhard Grindel: Nur mit anderen in der UEFA, aber auch zusammen mit anderen Konföderationen, die unsere Ansichten zu bestimmten Themen teilen, können wir auf der FIFA-Ebene etwas bewegen. Es geht um klare Positionen. Aber wir vertreten sie in der Weise, dass sie zu einem Anliegen der UEFA insgesamt werden. So hoffen wir, auch andere Konföderationen von zentralen Themen wie *Good Governance* zu überzeugen. Schließlich schauen auch Sponsoren verstärkt auf diese Fragen. Dabei hängen viele Verbände in anderen Erdteilen stark von den FIFA-Zuwendungen und Entwicklungsmitteln ab und sind insofern an einer stabilen Einnahmesituation der FIFA interessiert. Wenn man den Zusammenhang herstellt, dass eine gut organisierte FIFA attraktiver für Sponsoren ist und die FIFA dementsprechend leistungsfähiger für Entwicklungsprogramme sein kann, dann gelingt es auch, Vertreter anderer Konföderationen auf dem Weg mitzunehmen.

Die WM 2018 steht kurz bevor – in einem Land, das im Schulterchluss mit einem Diktator in Syrien einen grausamen Krieg führt, dem Hackerangriffe

und die Beeinflussung von Wahlen im Westen nachgesagt werden und das nun auch noch mit einer Giftgas-Attacke in Verbindung gebracht wird. Kann sich ein westlicher Verband noch guten Gewissens am WM-Turnier in Russland beteiligen?

Reinhard Grindel: Wie gesagt, glaube ich nicht, dass man sich der Illusion hingeben sollte, dem Fußball Dinge zuzutrauen, die die politische Ebene nicht löst. Ich setze darauf, dass die WM einen Lichtkegel auf Russland richtet, der vieles ausleuchtet, was sonst nicht sichtbar würde. Nehmen Sie das Beispiel Katar, wo sich nach heftiger Kritik von außen die Lage der dortigen Bauarbeiter merklich verbessert hat. Bei der Weltmeisterschaft in Russland ist uns wichtig, Brücken zu bauen und die Begegnung von ganz normalen Menschen zu fördern, was dann hoffentlich zu Kontakten auch über die Dauer des Turniers hinaus führt.

Bereits im Vorfeld helfen wir, die Aktivitäten von Fans zu erleichtern, indem wir im Mai einen Fandialog in Moskau initiieren. Im sozialen Bereich werden wir Projekte fördern, wie wir das im Rahmen von Weltmeisterschaften immer tun. In diese Aktionen ist auch unsere Mannschaft integriert, und bei allen unseren Gesprächen wird das Thema der Menschenrechte Erwähnung finden. Auf geeignete Weise wird es auch Treffen mit Vertretern von Menschenrechtsorganisationen geben, deren Arbeit durch die Weltmeisterschaft mehr internationale Aufmerksamkeit erfahren wird.

Sie wollen nicht mit „erhobenem Zeigefinger“ durch Russland laufen. Wie soll Ihre Position zu Menschenrechten

und Meinungsfreiheit stattdessen zum Ausdruck kommen?

Reinhard Grindel: Ein glaubwürdiger Weg besteht darin, gemeinsame Herausforderungen anzusprechen. Möglicherweise kann unsere Art, bestimmte Fragen anzugehen, ein Angebot sein. Das betrifft etwa den Umgang mit den Fans, vor allem aber auch unsere Überzeugung, dass Vielfalt eine Stärke darstellt. Insofern laden wir dazu ein, unsere Sichtweise kennenzulernen. Zuletzt war Thomas Hitzlsperger Mitglied der DFB-Delegation, die nach Russland gereist ist. Als unser Vielfaltsbeauftragter steht er für Toleranz, Respekt und Fairplay, die entscheidenden Werte des Fußballs.

Ich bin überzeugt, dass ein solcher wertebasierter frischer Wind, der vom Austausch unter Zigtausenden von globa-

len Fußballfans ausgehen wird, langfristig die eine oder andere Veränderung in Russland mit sich bringt.

Gibt es einen Wunsch, den Sie unseren Nationalspielern mit auf den Weg zur WM 2018 geben wollen?

Reinhard Grindel: Ich wünsche mir, dass sie bei all dem, was jenseits der vier Eckfahnen des Fußballfelds zu beachten ist, eines wissen: dass es um Sport geht und wir alle hoffen, wieder Weltmeister zu werden. Und das lässt sich nur erreichen, wenn alle vom ersten Spiel an hundertprozentig konzentriert sind und jeder sein gesamtes Leistungsvermögen abrufen. Die Mannschaft kann erneut Großes vollbringen.

Das Gespräch führte Bernd Löhmann am 22. März 2018.

Ist Russland bereit?

Der WM-Gastgeber aus einer Binnensicht

SERGEJ KABATSKY

Geboren 1997 in Moskau, Politikwissenschaftler, Absolvent der National Research University Higher School of Economics in Moskau, ehemaliger Mitarbeiter im OSZE-Büro für demokratische Institutionen und Menschenrechte.

„Falls uns erlaubt wird, die Weltmeisterschaft auszutragen, würden wir sie so durchführen, wie es noch nie in der FIFA-Geschichte geschehen ist“, erklärte Russlands Vize-Regierungschef Igor Schuwalow am 2. Dezember 2010 in Zürich vor dem FIFA-Exekutivkomitee. Die russischen Argumente waren offenbar überzeugend, Russland erhielt den Zuschlag.

Moskau misst der Fußball-WM höchste Priorität zu. Die Ausrichtung der Weltmeisterschaft soll vor Augen führen, dass Russland nun souverän als Großmacht auftritt und sich seine politische und wirtschaftliche Position in der Welt gefestigt hat.

Das Fußballturnier wird in elf Städten ausgetragen. Mit Blick auf die Infrastruktur werden Moskau und Sankt Petersburg am ehesten den Anforderungen der WM gerecht. Letzteres gilt mit seinen historischen Gebäuden und „Weißen Nächten“ als Touristenmagnet. Dort gab es Kritik am Bau des Sankt-Petersburg-Stadions, wo 2017 das Finale des FIFA Confed Cup ausgetragen wurde und unter anderem ein WM-Halbfinale stattfinden wird. An der Arena wurde zehn Jahre gebaut; die offiziellen Baukosten in Höhe von

43 Milliarden Rubel überschritten den ursprünglichen Kostenvoranschlag von sieben Milliarden Rubel erheblich und brachten dem Stadion den Ruf eines „Denkmals der Korruption“ ein. Immerhin würdigen Experten es als eines der besten Stadien der Welt. So sollen vier Spiele der über den Kontinent verteilten Europameisterschaft 2020 in Sankt Petersburg stattfinden.

WM-STADIEN FÜR ZWEITLIGISTEN?

In welchem Maße sind die anderen Spielorte auf die Ankunft von Zehntausenden Fußballfans vorbereitet? Zurzeit treffen die Spielstätten die letzten Vorbereitungen. Man verspricht, dass alle Stadien im April fertiggestellt seien. Die meisten Spielstätten der WM befinden sich in den sozioökonomisch fortgeschrittenen Regionen Russlands: Moskau, Sankt Petersburg, den Republiken Tatarstan, der Region Krasnodar und den Gebieten Swerdlowsk, Nischni Nowgorod, Rostow und Samara. In der obersten Fußball-Liga Russlands spielen jedoch nur zwei Clubs aus diesen Regionen. Mit Blick auf die künftige Auslastung werfen daher einige neue Stadien Fragen auf. Der lokale Fußballverein in Wolgograd „Rotor“ spielt in der zweiten Liga; 2018 droht gar der Abstieg in die dritte Liga. Dennoch wurden für die Errichtung des Stadions mit 45.000 Plätzen umgerechnet rund 240 Millionen Euro ausgegeben.

Die Entscheidung, Kaliningrad als Austragungsort zu nominieren, ist in erster Linie auf seine Lage zurückzuführen: Fußballfans aus Europa können es am bequemsten erreichen. Daher soll dort eines der Schlüsselspiele der Gruppenphase zwischen Belgien und England stattfinden, das zahlreiche Fans aus diesen Ländern anlocken dürfte. Allerdings bietet die Arena nur für 35.000 Zuschauer Platz. Die Mindestvorgabe der FIFA war eigentlich 45.000, doch wurden für Kaliningrad und Jekaterinburg Ausnahmen gemacht. Ähnlich wie in Wolgograd spielt der lokale Fußballclub „Baltika“ in der zweiten Liga, die durchschnittliche Besucherzahl in der Spielzeit 2016/17 betrug 2.251 Personen.

Fraglich ist die Standortwahl deshalb, weil es wohl sinnvollere Kandidaten gegeben hätte – etwa Krasnodar, das als Fußballmetropole Südrusslands gilt. Dort gibt es nicht nur einen stärkeren Fußball-Club, sondern auch ein modernes Stadion.

In einigen Austragungsorten wie etwa Rostow, Samara, Wolgograd und Nischni Nowgorod könnte es zu einem Mangel an Hotelplätzen kommen. Ohnehin werden Hotels ihre Preise während der Weltmeisterschaft verzehnfachen, obwohl die russische Regierung die Hotelpreise für jede WM-Region gedeckelt hat. Wie die Zeitung *Kommersant* mitteilt, bieten Wohnungseigentümer in den WM-Austragungsstädten zusätzlich rund 10.000 Wohnungen zur Miete an – allerdings bisweilen zu abenteuerlichen Preisen.

Der russische Ministerpräsident Dmitri Medwedew hat die Gewährleistung der Sicherheit während der Fußballweltmeisterschaft zur obersten Priorität erklärt – zuweilen auf Kosten der heimischen Bevölkerung und der WM-Gäste, wie Kritiker meinen. Die russische Ministerin für Bildung und Forschung Olga Wassiljewa hat im November 2017 bestätigt, dass etwa Studentenwohnheime teilweise den Beamten des Innenministeriums und der Russischen Garde zur Verfügung gestellt werden. Kundgebungen und Demonstrationen werden während der WM verboten sein, was der russischen Verfassung widerspricht.

SICHERHEIT BEIM FUSSBALLFEST

In allen Regionen sollen operative Sicherheitsstäbe gebildet werden. Mit der Gesamtkoordinierung der Sicherheitsmaßnahmen wird der russische Inlandsgeheimdienst FSB betraut, dessen Befugnisse über das geltende Recht hinauszugehen scheinen. In den Gastgeberregionen der WM soll der FSB die Arbeit von „schädlichen Produktionen“ einstellen. Darunter könnte ein wesentlicher Teil der russischen Industrie fallen. Unter diesen Umständen würden die Besitzer der Betriebe gezwungen sein, entweder zu beweisen, dass ihre Unternehmen in genügendem Maße vor Terrorgefahr geschützt sind, oder sie müssten fast unmögliche Sicherheitsmaßnahmen einleiten.

Um die Sicherheitslage und das Verhalten der Fußballfans während der WM besser kontrollieren zu können, soll das Fan-ID-System eingeführt werden: Jeder Fan wird eine Identitätskarte besitzen und an den Tagen der WM-Spiele mitführen müssen. Für ausländische Ticketinhaber entfällt die Pflicht, ein Visum zu beantragen, und alle Fans erhalten die Möglichkeit, an den Spieltagen kostenlos die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen. Beobachter bemängeln, dass diese Vorgehensweise das Recht der Bürger auf Privatsphäre und einige Bürgerfreiheiten einschränkt.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben den anfänglichen Enthusiasmus der politischen Führung Russlands gedämpft. Die Olympischen Spiele in Sotschi haben dem Land nicht den erhofften Effekt gebracht, weder in der Politik noch in der Wirtschaft. Im Gegenteil: Russlands Beziehungen sowohl zu seinen Nachbarn, vor allem der Ukraine, als auch zur Weltgemeinschaft befinden sich in einer Krise – insbesondere aufgrund der Krim-Annexion und der Eskalation des Konflikts in der Ost-Ukraine. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die russische Führung ihr Interesse an der WM verloren hat. Zu hoch ist das Risiko, an Ansehen einzubüßen. Russland ist es insgesamt gelungen, den Zeitplan der Arbeiten zum Bau der Stadien, Trainingsanlagen und Infrastrukturobjekte einzuhalten. Das Land verfügt über genügend Erfahrung bei der Austragung großer internationaler Sportwettkämpfe: die Universiade in Kasan 2013, die Olympischen Spiele in Sotschi 2014, den FIFA Confed Cup 2017.

Die neuesten Umfragen zeigen, dass sich drei Viertel aller Russen für Sport interessieren. 41 Prozent der Bevölkerung verfolgen Sportveranstaltungen im Fernsehen oder in Stadien. Rund ein Drittel gibt an, dass Fußball sein Lieblingssport sei; er ist ähnlich populär wie Eishockey. Dabei ist die russische Eishockeyauswahl traditionell sehr stark, was ihr Sieg bei den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang nochmals bestätigte. Die russische Fußballnationalmannschaft, die bislang keine Trophäe erkämpft hat, wird dagegen kritisiert und oft belächelt. Doch der Sieg über die Niederlande im Viertelfinale der Europameisterschaft 2008 sorgte für echte Furore: Tausende feiernde Russen füllten die Straßen. Mit dem aktuellen Team können die russischen Fußballfans allenfalls darauf hoffen, die Vorrunde zu überstehen.

IMPULS FÜR RUSSLANDS FUSSBALL

Die russische Fußball-Fankultur ist vielerorts noch im Entstehen. Dennoch hat sie Schattenseiten, selbst wenn in den letzten Jahren immer weniger Aggressionen in den Stadien beobachtet werden mussten. Die zentrale Gefahrenquelle sind die „fußballnahen Bewegungen“, die besonders nach der Europameisterschaft 2016 auf sich aufmerksam gemacht haben und deren Kern nicht die Liebe zum Fußball ist, sondern Gewalt und Aggression. Sie dürften aber das bevorstehende Turnier kaum ernsthaft bedrohen.

Man möchte hoffen, dass die WM 2018 dem regionalen Fußball in Russland Auftrieb geben und zur Festigung der lokalen Identitäten beitragen wird. Weiterhin könnten die neuen Stadien mehr Besucher für die Spiele der russischen Meisterschaften anziehen. Man muss sich darüber im Klaren sein, dass die Fußballweltmeisterschaft für die Russen vor allem ein symbolisches Ereignis sein wird.

Zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Beitrags erklärte Großbritannien, dass es wegen der möglichen Verwicklung Russlands in die Vergiftung des ehemaligen Oberst im russischen Militärnachrichtendienst GRU Sergej Skripal in London auf seine diplomatische und politische Vertretung bei der Fußball-WM 2018 verzichten wird. Dieser Entscheidung Großbritanniens könnten sich auch andere Staaten anschließen. Am 14. März 2018 erklärte der Fußballverband Englands, er werde mit allen Mitteln gegen die Boykottaufrufe Widerstand leisten. Es wäre wünschenswert, dass keine Nationalauswahl auf ihre Teilnahme an der Fußball-WM in Russland verzichtet – trotz aller politischen Spannungen, denn der Sport soll vor allem die Menschen vereinen. Sollten Sie Zweifel haben, WM-Spiele in Russland zu besuchen, können Sie diese beruhigt ablegen: Die WM 2018 wird zweifelsohne spannend sein. Die Russen werden Sie willkommen heißen.

Fankulturen?

Ein Streifzug durch die Anhängerschaft der WM-Teilnehmer

GABRIEL DUTTLE

Geboren 1981 in Würzburg,
Sportwissenschaftler und Mitarbeiter
des Instituts für Fankultur (IfF).

BORIS HAIGIS

Geboren 1981 in Würzburg,
Rechtsanwalt und Mitarbeiter des
Instituts für Fankultur (IfF).

Die Fußballweltmeisterschaft 2018 in Russland steht vor der Tür, die Gruppen sind gelost und die ersten Tickets verkauft. Angesichts der angekündigten restriktiven Einreisebestimmungen – so müssen beispielsweise alle Ticketinhaber vor der Anreise eine sogenannte Fan-ID mit persönlichen Daten beantragen sowie der Speicherung und Weitergabe der Daten zustimmen – und der hohen Kosten

(ab etwa 90 Euro pro Ticket) stellt sich die Frage, wer nach Russland fährt, um die Spiele zu sehen, und welche nationalen Fankulturen dort aufeinandertreffen werden. Sport hat dabei durchaus die Kraft, Menschen in Kontakt zu bringen, Austausch zu ermöglichen und zu verbinden. Während der Großteil der Zuschauer die Spiele genießen und Fans anderer Länder kennenlernen möchte, stehen für einen kleinen Teil auch gewaltsame Auseinandersetzungen im Fokus.

Zur Einordnung: Hooligans sind Fangruppen, deren primäre Intention beim Besuch von Fußballspielen – im Gegensatz zu den Ultragruppen – nicht in der Unterstützung der Mannschaft liegt, sondern in der Ausübung von Gewalt. Ultras dagegen vergemeinschaften sich in erster Linie zur Unterstützung des Vereins im Stadion; sie organisieren Gewalt nicht (wie die Hooligans), lehnen sie aber auch nicht grundsätzlich ab. Generell meidet zumindest die deutsche Ultra-Bewegung vom europäischen Fußballverband (UEFA) beziehungsweise vom Weltfußballverband (FIFA) organisierte Großereignisse aufgrund der Eventisierung und Kommerzialisierung. Klassischerweise widerspricht die Liebe zu Verein und Stadt, welche prägend für Ultragruppen ist, Sympathien für die Nationalmannschaft. Zudem richtet sich die Kritik vieler Ultragruppen gegen die Verbände (Deutscher Fußballbund – DFB, UEFA und FIFA). Daher wäre die Unterstützung des DFB-Teams ein Widerspruch.

FESTIVAL DER GEWALT?

Die Frage nach möglichen Gewaltszenarien im Sommer 2018 bleibt ungewiss. So waren es doch während der Europameisterschaft 2016 in Frankreich gerade russische Hooligans, die durch Gewalt für Aufsehen sorgten und dabei nicht zuletzt von Mitgliedern der russischen Regierung verbale Rücken- deckung erhielten; beispielsweise äußerte sich Igor Lebedew, Vizepräsident der Duma und Vorstandsmitglied des russischen Fußballverbandes RFS, nach den Vorfällen über Twitter: „Ich kann nichts Schlimmes an kämpfenden Fans finden. Eher im Gegenteil. Bravo, Jungs. Macht weiter so!“ Die Beziehung zwischen dem russischem Staat und den russischen Hooligans ist daher ambivalent: Einerseits will sich Russland als guter Gastgeber präsentieren, andererseits bestehen persönliche Kontakte zwischen Hooligans und Funktionären, und die Anwendung von Gewalt zur Demonstration nationaler Stärke wird von beiden Seiten als legitim anerkannt. So war etwa Alexander Schprygin, der Vorsitzende des Dachverbands russischer Fußballfans und Mitglied im RFS-Verbandskomitee für Sicherheitsfragen, in den 1990er-Jahren Anführer der Dynamo-Moskau-Hooligans. Offenbar hat seine Fan-Organisation russische Hooligans bei der EM 2016 in einer Chartermaschine eigens zum Spiel gegen England nach Marseille fliegen lassen, wo es zu schweren Krawallen kam.

Vonseiten russischer Hooligans wurde im Gespräch mit der BBC für die WM 2018 ein „Festival der Gewalt“ ausgerufen, für das bereits Vorbereitungen und regelrechte Trainings stattfinden würden. Es wird einerseits erwartet, dass sie Gewalt gegen andere Fangruppen inszenieren, andererseits stehen sie auch über Verbindungen zu Funktionären für ein „Gelingen“ der WM in Russland ein. Wie die russischen Gastgeber diesen Widerspruch auflösen, bleibt abzuwarten.

Auch die Anhänger anderer Nationalmannschaften gilt es zu berücksichtigen. Nicht zuletzt die Nazi-Gesänge eines kleinen Teils der deutschen Fans beim Spiel der Nationalmannschaft gegen Tschechien im September 2017 sollten uns daran erinnern, das Verhalten der eigenen Fanscharen ebenfalls zu hinterfragen. Wie schon bei der EM 2016 gibt es Tickets für Anhänger der Nationalelf auf offiziellem Wege nur über den „Fan Club Nationalmannschaft“. Der Vorteil für den DFB liegt auf der Hand: So lässt sich im Rahmen der Registrierung überprüfen, ob gegen den Antragsteller ein Stadionverbot vorliegt. Andererseits hat sich der DFB sein Publikum weitgehend selbst geschaffen, was sich möglicherweise in der schwachen Unterstützung und in sinkenden Zuschauerzahlen bei Heimländerspielen niederschlägt. Nicht zu vergessen ist allerdings, dass Fans auch die Möglichkeit haben, über andere Wege Karten zu beziehen.

Vor diesem Hintergrund und unter Beachtung der geschilderten politischen Situation sollen nun einzelne Länder und deren Fankulturen kurz dargestellt werden:

Ägypten verfügt im Vereinsbereich über eine ausgeprägte Ultra-Fankultur, die sich insbesondere im Kontext des „Arabischen Frühlings“ aufseiten der Demonstranten engagierte. Ultras bildeten hierbei, als „erfahren im Umgang mit der Polizei“ geltend, menschliche Schutzschilde für zivile Demonstranten. Am 1. Februar 2012 kamen in Port Said 74 Anhänger des größten Vereins des Landes, Al Ahli, ums Leben. Die Partie gilt bis heute als „Spiel der Vergeltung“; Vorwürfe, wonach das Massaker durch Polizei und Militär herbeigeführt beziehungsweise zumindest geduldet wurde, halten sich hartnäckig. Hinsichtlich der Nationalmannschaft sind die Fans des Landes angesichts der dramatischen WM-Qualifikation und der ersten Teilnahme seit 1990 zusammengerückt.

Spanien weist eine Vielzahl von Ultra- und Hooligangruppen auf, die in ihrer Feindschaft auch den aktuellen Konflikt zwischen der spanischen Zentralregierung und Katalonien mit austragen. Symbolisch für die Auseinandersetzungen zwischen Spanien und Katalonien stehen die beiden Innenverteidiger Sergio Ramos (Real Madrid) und Gerard Piqué (FC Barcelona). Piqué steht den Freiheitsbemühungen Kataloniens aufgeschlossen gegenüber und wird in Madrid regelmäßig angefeindet. Abzuwarten bleibt, wie sich der schwelende Konflikt auf die Fans auswirkt, wobei davon auszugehen ist, dass extreme Vertreter Kataloniens nicht anreisen werden, da sie eine eigene Nationalmannschaft befürworten.

Iran: Weil sie mit ihrem Verein Panionios Athen im Spiel gegen das israelische Team von Maccabi Tel Aviv angetreten waren, sind Kapitän Masoud Schojaei und sein Stellvertreter Ehsan Hajsafi aus dem iranischen Kader entfernt worden. Die Fans im Iran fürchteten daher lange eine Disqualifikation des Teams durch die FIFA. Hintergrund ist das seit 38 Jahren bestehende Verbot für iranische Sportler, gegen israelische Konkurrenten anzutreten.

Das Vorgehen des Verbandes wird im Iran medial weitgehend als richtig dargestellt, das Verhalten der Sportler als „Schande“ beschrieben.

Frankreich: Die Vereins-Fankultur ist gekennzeichnet durch eine starke staatliche Repression und einen Verzicht auf sozialpädagogische Fanarbeit. Dies führte in den vergangenen Jahren zu einer Radikalisierung vieler Gruppen und zu Konflikten zwischen rechten und linken Vereins-Fangruppen, die in der Regel wenig Interesse an der Nationalmannschaft haben.

Dänemark: Die dänischen Fans haben zuletzt dadurch auf sich aufmerksam gemacht, dass sie „alternative“ Pyrotechnik in einem Modellversuch testen wollten.

Argentinien: Mit Anspannung wird erneut der Auftritt der argentinischen Fans erwartet. Die „Barras Bravas“ sind vergleichbar mit den hiesigen Ultras und gelten als frenetisch und zumindest in Teilen als gewaltaffin. Sie besuchen nicht nur Spiele ihrer Vereinsmannschaften, sondern auch die der Nationalmannschaft, was dazu führt, dass Vereinsrivalitäten auch im Umfeld der Nationalmannschaft ausgetragen werden.

Island: Mit dem charakteristischen Schlachtruf „Huh!“ und dazu passender Klatscheinlage werden die isländischen Fans vermutlich auch nach der Europameisterschaft in Russland wieder positiv auf sich aufmerksam machen und nun die erstmalige Teilnahme ihrer Nationalmannschaft an einer WM feiern.

Kroatien: Bei der EM 2016 fielen Fans durch Ausschreitungen auf. Beim Spiel gegen Tschechien flogen Bengalos auf den Platz, und im Block kam es zu Schlägereien. Die Gruppen – in erster Linie Ultras und Hooligans – verstehen die Randalie als Protest gegen die ihrer Meinung nach korrupte Verbandsspitze und versuchen, die eigene Mannschaft durch die Krawalle zu sabotieren – schließlich wurde in der Vergangenheit Fan-Randalie zum Teil durch Ausschlüsse der entsprechenden Mannschaften geahndet. Insbesondere Zdravko Mamić, der starke Mann des kroatischen Fußballs und Präsident von Dauermeister Dinamo Zagreb, steht im Fadenkreuz: Nach Meinung der Ultras manipuliert Mamić die Spiele der kroatischen Liga zu seinen Gunsten. Sogar die Ultras von Dinamo Zagreb lehnen sich gegen ihn auf, weil er „ihren Club geklaut hat“. Der Protest wurde bereits bei der EM 2016 auch über die Nationalmannschaft ausgetragen, da viele führende Ultras die kroatische Auswahl unterstützen. Es ist davon auszugehen, dass diese Fangruppen die Bühne der WM nutzen, um ihre Anliegen der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

In **Serbien** stellt Gewalt sowohl in der Liga als auch bei Länderspielen ein gravierendes Problem dar; als mahnendes Beispiel gelten die Aktionen beim EM-Qualifikationsspiel gegen Albanien 2014, bei dem eine Drohne mit nationalistisch-albanischen Botschaften durchs Stadion kreiste – unter anderem eine Flagge mit den Umrissen „Großalbaniens“, das auch Teile Serbiens umfasst. Dies löste eine Massenschlägerei unter den Spielern aus; serbische

Hooligans stürmten auf den Platz. Letztlich kam es zu einem Abbruch der Partie und Punktabzügen. Serbische Fans werden sicherlich aufgrund der relativ nahen Anreise in einer größeren Anzahl in Russland vertreten sein.

Belgien: In den 1980er- und 1990er-Jahren waren belgische „Fans“ zum Teil berüchtigt für Gewaltexzesse, die seitdem sukzessive abnahmen. Allerdings ist aktuell – bedingt vermutlich auch durch die Terrorakte rund um Brüssel – ein Erstarren rechter Kräfte mit Verbindungen zum Fußball zu beobachten. Die Partie gegen England dürfte die aus Polizeisicht riskanteste Begegnung der Vorrunde werden.

England: Klassische Fans verfolgen die Spiele heute aufgrund der hohen Preise und der Abschaffung der Stehränge in der *Premier League* eher in der Kneipe als im Stadion. Beim Freundschaftsländerspiel zwischen England und Deutschland im November 2017 sorgten Papierflieger für die größte Begeisterung im Publikum, was leider mittlerweile stellvertretend für die Stimmung in englischen Stadien stehen dürfte. Diese Entwicklung ist insbesondere dem hohen Altersdurchschnitt der Zuschauer in englischen Fußballarenen geschuldet, der knapp zehn Jahre höher liegt als in Deutschland. Faninitiativen versuchen, diesem Trend mit Aktionen gegen die hohen Kartenpreise sowie mit Stehplatz-Modellversuchen entgegenzuwirken; der Erfolg solcher Maßnahmen ist bisher überschaubar.

Polen: 2004 schlossen polnische Ultragruppen einen Pakt, sich künftig bei Länderspielen nicht mehr gegenseitig anzugreifen. Seitdem ist die Stimmung bei Länderspielen deutlich gemäßiger, viele Ultras fahren selbst jedoch nicht mehr zu den Spielen. Aufgrund der räumlichen Nähe zu Russland dürfte die polnische Szene dennoch zahlreich vertreten sein.

Angesichts der politischen Gemengelage und möglicher Terrorgefahren ist eine Prognose über Gewaltaktivitäten in Russland derzeit schwierig. Von einem „Festival der Gewalt“ oder anderen Horrorszenarien ist jedoch nach derzeitigem Dafürhalten eher nicht auszugehen. Möglicherweise aber führt das Erstarren rechter Kräfte – gerade in Europa – dazu, dass sich „neue“ Gruppen bilden oder „alte“ Gruppen zeigen, die solche Großereignisse dazu nutzen, ihre nationale Gesinnung über gewalttätige Auseinandersetzungen zur Schau zu tragen. Hier mag die EM 2016 ein erster Vorbote gewesen sein. Die geografisch zentrale Lage Frankreichs in Europa, die relativ kurzen Distanzen zwischen den Spielorten und das politische System haben hier jedoch sicherlich einen nicht zu unterschätzenden Beitrag geleistet – Faktoren, die allesamt gegen das Aufkommen größerer Gewaltexzesse in Russland sprechen, was sich bereits bei dem friedlich verlaufenen Confed Cup 2017 zeigte, bei dem allerdings nur zur Hälfte gefüllte Stadien das Bild prägten. Es ist daher eher damit zu rechnen, dass der weit überwiegende Anteil der Fans aus „Touristen“ und „Hoppnern“, also solchen Fans, deren Fokus auf dem Besuch möglichst vieler unterschiedlicher Stadien liegt, die aber nichts zur Stimmung beitragen, bestehen wird.

Lasst die Russen kommen!

Wie Europa vom gesellschaftlichen Austausch politisch profitieren würde

BENJAMIN BIDDER

Geboren 1981 in Bad Honnef am Rhein, sieben Jahre Moskau-Korrespondent von „SPIEGEL ONLINE“, seit 2016 Mitglied der Wirtschaftsredaktion von „SPIEGEL ONLINE“, Autor des Buches „Generation Putin“ (München, 2016).

Im weiteren Vorfeld der Fußballweltmeisterschaft 2018 wurde in Deutschland die Frage thematisiert, wie in Zukunft mit Russland umgegangen werden sollte. Diese Debatte kam allerdings meist nicht über Ansätze hinaus, fand ohne Analyse der gesellschaftlichen Lage in Russland statt und mündete nicht in die Entwicklung einer langfristigen Strategie.

Ein Beispiel waren die regelmäßig aufflammenden Forderungen, man möge Russland die WM entziehen oder das Turnier boykottieren. Da es sich um ein Prestigeprojekt des Kremls handelt, erschien ein Entzug der WM etwa einem Kommentator in der *Süddeutschen Zeitung* als eine geeignete Möglichkeit, um Präsident Wladimir Putin zu treffen – Stichwort: „Putins Spiele“. Ähnliche Forderungen hatte es bereits vor dem anderen großen Sportturnier gegeben, mit dem sich Russlands Präsident 2014 geschmückt hatte: den Olympischen

Winterspielen in Sotschi. Diese Forderungen hatten keinen Erfolg, beleuchten aber den in Europa und den USA verbreiteten Trugschluss, dass Putin mit einer internationalen Isolierung und Bestrafung beizukommen wäre.

Das Gegenteil ist richtig: Europa und insbesondere Deutschland haben selbst ein erhebliches Interesse an einem intensiveren Austausch mit der russischen Gesellschaft, an einer vertieften Vernetzung. Die WM 2018 in Russland ist deshalb eine Chance. Das Turnier kann eine Möglichkeit eröffnen, den zwischen Russland und dem Westen entstandenen Graben ein Stück weit zu überbrücken. Denn die Entfremdung der russischen Gesellschaft von Europa ist auch die Folge einer zielgerichteten Indoktrination durch staatlich kontrollierte Medien in Russland. Deren Zerrbilder von Europa fallen auch deshalb auf fruchtbaren Boden, weil die überwältigende Mehrheit der Russen die Europäische Union (EU) aus eigener Anschauung nicht kennt. Abseits der Metropolen Moskau und Sankt Petersburg gibt es nur wenige, die in ihrem Leben einen Deutschen oder einen Franzosen kennengelernt haben.

Bislang hat die Konfrontation mit dem Westen zu keinem Zeitpunkt zu einer Verminderung des Rückhalts geführt, den die russische Staatsführung und ihr Kurs in der Bevölkerung genießen. Er treibt die Umfragewerte sogar in die Höhe. „Defensiven Patriotismus“ nennt der russische Soziologe und Wirtschaftswissenschaftler Michail Dmitrijew dieses Phänomen.

KONFRONTATION VERSTÄRKT WAGENBURGMENTALITÄT

Das erklärt auch, warum die langsam wachsende russische Mittelschicht schweigt, obwohl sie noch 2011/12 aus Ärger über Wahlmanipulationen massenhaft gegen den Kreml demonstriert hatte. Diese städtische Mittelschicht hat innenpolitisch andere Prioritäten als der Rest der Bevölkerung. Eigentlich treiben die bürgerliche Mitte Fragen der weiteren Entwicklung um: Warum lahmt das Wirtschaftswachstum? Wie kann die Korruption im Gesundheitswesen zurückgedrängt werden? Warum gibt es für ihre Kinder kaum Spitzenuniversitäten in Russland?

Seit dem Ausbruch der Ukraine-Krise 2014 wird über Missstände wie diese wenig diskutiert. Die außenpolitische Konfliktlage überstrahlt alle innenpolitischen Probleme. Das betrifft auch die Mittelschicht: Außenpolitisch hat sie identische Prioritäten wie der Rest der Bevölkerung. Auch das neue, urbane Bürgertum in Moskau und Sankt Petersburg hat begonnen, den Westen zu beschuldigen, den Konflikt in der Ukraine angezettelt zu haben – und scharft sich hinter dem Präsidenten.

Die Mehrheit der Russen sieht ihr Land und ihren Präsidenten als Ziel unfairer Attacken aus dem Ausland. Jede Intensivierung der Konfrontation – insbesondere, wenn sie aus dem Lager des alten Rivalen in Washington zu kommen scheint – verstärkt diese Wagenburgmentalität.

Beispielhaft zu beobachten war dies anhand des Sturzes von Sepp Blatter, dem langjährigen Präsidenten des Weltfußballverbands FIFA. Als US-Strafverfolgungsbehörden 2015 Ermittlungen gegen FIFA-Funktionäre einleiteten, gelang es russischen Politikern und Medien spielend, daraus für das eigene Publikum ein ausschließlich gegen Russland gerichtetes Komplott zu konstruieren. Bei der FIFA sei ein „Umsturz“ mit dem Ziel geplant, schrieb etwa die Regierungszeitung *Rossijskaja Gaseta*, Russland die Weltmeisterschaft wegzunehmen. Die Amerikaner griffen nun „an allen Fronten an“. Zur Anwendung komme das gleiche Vorgehen wie während der Revolutionen in „Ägypten, Libyen oder der Ukraine“, behauptete das Blatt.

RÄUBERPISTOLEN UND RATLOSE BEOBACHTER

Die dem Kreml nahestehende, sehr erfolgreiche Boulevardzeitung *Komso-molskaja Prawda* wiederum behauptete, radikale Islamisten hätten den Pariser Eiffelturm bislang nur deshalb noch nicht in die Luft gejagt, weil er bald ohnehin „das höchste Minarett der Welt wird“. Solche Räuberpistolen lassen ausländische Beobachter ratlos zurück, fallen in der russischen Öffentlichkeit jedoch auf fruchtbaren Boden. Selbst die urbane Mittelklasse hat im Zuge der Ukraine-Krise wieder begonnen, russischen Staatsmedien zu vertrauen – denen sie noch 2011 und 2012 vorgeworfen hatte, Wahlmanipulationen vertuschen zu wollen.

Was sind die Gründe für den neuen Erfolg der russischen Informationspolitik im Inland? Die Berichte in den staatlichen und staatsnahen Medien über das angeblich feindlich gesinnte Ausland entsprechen nun wieder dem schematischen Weltbild, das viele russische Bürger seit Jahrzehnten kennen und mit dem sie aufgewachsen sind – „Konsonanz“ nennt der Forscher Dmitrijew dieses Phänomen.

Dmitrijew leitet aus seinen soziologischen Beobachtungen eine Empfehlung für den Westen ab. Die Mehrheit der Russen sei überzeugt, Putin verteidige das von Feinden belagerte Russland gegen unfaire Attacken. Das Ausland dürfe diese Effekte seiner Politik auf die russische Gesellschaft nicht aus dem Blick verlieren. Wo es möglich ist, sollte der Westen deshalb den Druck vermindern und „Voraussetzungen für eine Normalisierung der Beziehungen schaffen“. Das ist kein Appell zur Abschaffung der Ukraine-Sanktionen, aber der Hinweis, den Konflikt mit Russland überlegt zu führen. Je schneller das Gefühl der Bedrohung von außen schwinde, „desto früher wird die Bevölkerung beginnen, über ihre eigenen Probleme nachzudenken“. Wer interessiert sich schon für marode Straßen und sinkende Löhne, wenn der Feind vor den Toren steht?

Der zweite Grund für den Erfolg der russischen Informationspolitik im Inland ist die weitgehende Unkenntnis der tatsächlichen Lage in den

Staaten der EU, wie etwa in Deutschland, bei der russischen Bevölkerung. Das russische Fernsehen verbreitet Zerrbilder von einem Kontinent, der angeblich sittlich verkomme (der Kampfbegriff „Gayropa“ macht in Russland die Runde) und zugleich vom Islam überrannt werde. Zur Jahreswende 2015/16 schnitt ein Staatssender zwischen Aufnahmen von den Silvesterzwischenfällen in Köln auch ein Video aus der Zeit des „Arabischen Frühlings“, ohne zu erwähnen, dass die Bilder überhaupt nicht aus Deutschland stammten, sondern vom Tahrir-Platz in Kairo. Das schwer erträgliche Video zeigt, wie eine blonde Reporterin vor laufender Kamera bedrängt und vergewaltigt wird.

Die EU hat eine eigene Spezialeinheit gegen solche Desinformations-Kampagnen aufgebaut. „EU-Mythbusters“ nennt sich das Team. Auf Twitter und Facebook erreicht es zusammengenommen rund 60.000 Follower, ein winziger Wert angesichts von 500 Millionen EU-Bürgern und 142 Millionen Einwohnern Russlands.

Bedauerlicherweise wird über eine andere Maßnahme selten diskutiert, weil sie politisch schwer umzusetzen ist: Die EU könnte die russische Desinformation mit Offenheit kontern und beispielsweise die Visumpflicht bei Reisen in den Schengenraum aussetzen, entweder für Bürger der Russischen Föderation allgemein oder aber wenigstens für Russen unter dreißig Jahren.

Bislang kennen die meisten Russen Europa fast ausschließlich aus dem Fernsehen. Gerade einmal 24 Prozent aller Russen sind laut Umfragen schon einmal in der EU gewesen. Die Visa sind ein Hindernis: Die Gebühr liegt bei 35 Euro, viel Geld in einem Land, in dem das Durchschnittseinkommen bei knapp 500 Euro im Monat liegt. Die Antragsteller müssen zu einem Konsulat oder einem privaten Visazentrum fahren und Fingerabdrücke nehmen lassen. Gerade in der weitläufigen russischen Provinz bedeutet das weite Wege.

Gegner der Aufhebung einer Visumpflicht argumentieren, der Schritt wäre eine Belohnung für Putin. Das Gegenteil ist richtig: Sie würde ihm Probleme bereiten. Eine Isolierung Russlands durch das Ausland schreckt die russische Führung ohnehin nicht ab, zumal der Kreml die Abkehr vom Westen selbst eingeleitet hatte, und zwar bereits vor Ausbruch der Ukraine-Krise.

FEINDBILDERN ENTGEGENWIRKEN

Die Reaktivierung alter Feindbilder war die Reaktion auf die 2011/12 offenbar werdenden Probleme des Regimes. Damals wertete der Kreml jene Teile der russischen Elite auf, die keine Angst vor einem Konflikt mit dem Westen hatten, sondern ihn im Gegenteil kaum erwarten konnten. Der 2011 neu ernannte Präsidentenberater Sergej Glasew fordert etwa seit Langem, alle Wirtschaftsbeziehungen zum Westen zu kappen. Nur in Isolation könne Russland seine wahre Stärke erreichen. Wenn es nach Glasew geht, soll Moskau seine Devisenreserven nicht länger in Dollar oder Euro halten.

Der Kreml begann zudem bereits 2012 mit einem Prozess der sogenannten „Nationalisierung der Elite“. Seit 2013 dürfen russische Beamte und Politiker keine Konten, Firmen oder Häuser mehr im Ausland besitzen, der Westen soll kein Druckmittel gegen sie in die Hand bekommen. Seit dem Frühjahr dürfen vier Millionen Polizisten, Militärs und Geheimdienstler nicht mehr im Westen Urlaub machen, Beamte in Zukunft nur noch in Russland gebaute Dienstwagen fahren.

Die Aufhebung der Visumpflicht wäre auch die Einlösung eines lange überfälligen Versprechens. „In fünf Jahren haben wir keine Visa mehr“, hatte EU-Kommissionspräsident Romano Prodi den Russen versprochen. Das war im Jahr 2003.

DIE WM ALS CHANCE

Natürlich hilft eine Reise nicht in jedem Einzelfall gegen dumpfe Stereotype. Es mag Studenten in Moskau geben, die nach einem Studienaufenthalt in Deutschland verkünden, jeder Deutsche habe ein Exemplar von *Mein Kampf* auf dem Nachttisch liegen. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass die Propagandamythen über Europa entlarvt werden, ist ungleich größer, wenn man Berlin, Paris oder auch Köln mit eigenen Augen gesehen hat. Wenn man dort Bekannte hat, mit denen man telefonieren oder auf Facebook chatten kann.

Es gibt Programme für den Austausch von Studenten und Wissenschaftlern. Diese Programme sind gut. Sie zielen jedoch auf die russische Bildungsoberschicht, die sich ohnehin am Westen orientiert, politisch aber nur geringen Einfluss hat. Europa führt mit Russland einen Elitendialog. Es müsste aber auch das Gespräch mit der breiten Bevölkerung suchen.

Ganz in diesem Sinne könnte auch die Fußballweltmeisterschaft einen Prozess des gesellschaftlichen Austausches anstoßen und dazu führen, dass zumindest Teile der russischen Gesellschaft ihr Bild von Europa und der Welt relativieren. Touristen und Fangruppen aus dem Ausland, aber auch das Auftreten der Mannschaften selbst kann einen Kontrapunkt setzen und der unter Russen weitverbreiteten Lesart vom Russland vermeintlich feindlich gesinnten Ausland in Ansätzen entkräften.

Zweifelsfrei wird die WM nicht gleich Ausgangspunkt eines Tauwetters werden. Dafür ist die Lage zu verfahren. Gesellschaftlicher Wandel braucht Zeit. Europa sollte sich auf ein Rennen über lange Distanz einrichten – und dabei klug abwägen, welche Wechselwirkungen in Russland zwischen Außen- und Innenpolitik bestehen.

Fußball global

Berichte aus vier Kontinenten

Russland: Der Countdown zur Eröffnung der Fußballweltmeisterschaft 2018 läuft. Alles wird getan, damit bis zum ersten Anpfiff die Stadien fertiggestellt, die notwendigen Infrastrukturmaßnahmen abgeschlossen sind und das Land für das Großereignis bereit ist. Die meisten Fußballarenen mussten neu errichtet werden, was nicht an allen Austragungsorten reibungslos verlief. So hat das Stadion in Sankt Petersburg eine gewisse Berühmtheit wegen seiner langen Bauzeit und der enormen Kosten erlangt. In Wolgograd verursachten der Einsturz einer Träger-

konstruktion und ein Brand Verzögerungen. Der Baubeginn wurde durch den Fund vieler Blindgänger und sterblicher Überreste in der Schlacht um Stalingrad Gefallener erschwert.

Wolgograd ist ein Beispiel dafür, dass die Einwohner der Region über die WM hinaus von den Investitionen profitieren werden. Viele Hunderte Kilometer neue Straßen, ein modernisiertes Krankenhaus und ein erweiterter Flughafen werden der Stadt erhalten bleiben. Ob das Stadion künftig ausgelastet sein wird, ist eine offene Frage, die Wolgograd mit anderen Austragungsorten teilt. In Jekaterinburg

wurde das vorhandene Stadion deshalb so erweitert, dass nach der WM ein Rückbau möglich ist.

Die WM wird an elf Austragungsorten stattfinden. Hunderte von Kilometern müssen überwunden werden, um von Moskau nach Kaliningrad, Samara oder Rostow am Don zu kommen. Die Russische Staatsbahn will Ticketbesitzern kostenlose Verbindungen anbieten.

Bei der Fußballweltmeisterschaft wird den Sicherheitsvorkehrungen viel Gewicht eingeräumt. Wie schon bei der Winterolympiade 2014 werden die Ticketinhaber eine Fan-ID beantragen müssen, die ihnen erst nach Prüfung zugeteilt wird. Die Fangemeinde der russischen Klubs, die sich als Hooligans einen zweifelhaften Ruhm erworben hat, ist gehalten, sich angemessen zu verhalten.

Fußball gehört zu den beliebtesten Sportarten in Russland, selbst wenn man noch stolzer auf die ruhmreiche Eishockey-Nationalmannschaft ist. Die Erfolge der Fußballnationalmannschaft sind dagegen eher rar. Dies ist auch darauf zurückzuführen, dass in Russland keine breite Vereinsstruktur existiert, was die Nachwuchsarbeit erschwert.

Dass die Fußball-WM ausgerechnet im Präsidentschaftswahljahr 2018 nach Russland ging, fand viel Kritik im Westen. Im Wahlkampf selbst kam die Fußballweltmeisterschaft allerdings kaum vor. Natürlich erfuhren sowohl die Verkündung des Austragungsortes als auch der Tag der Gruppenauslosung viel mediale Aufmerksamkeit. Aber im alltäglichen Straßenbild waren kaum Hinweise auf die WM zu sehen.

Denn es gab auch keinen wirklichen Wahlkampf. Putin genießt ausreichend Unterstützung in der Bevölkerung. Er musste nicht kämpfen. Vor allem seit der „Wiedervereinigung der Krim mit dem Mutterland“, wie es in Russland gesehen wird, kurz nach den Spielen in Sotschi 2014 genießt er hohe Zustimmungsraten. Bei der Wahl am 18. März wurde er mit fast 77 Prozent wiedergewählt.

Der Westen reagierte auf die Annexion der Krim mit Sanktionen. Seitdem wird in den russischen Medien der Mythos gepflegt, der Westen wolle Russland in die Knie zwingen, und deshalb müsse das Volk zusammenstehen. Die Propaganda wirkt: Jede noch so gerechtfertigte Kritik an Russland wird umgehend als antirussische Provokation gebrandmarkt. So gilt die Debatte über Schmiergeldzahlungen des russischen Fußballverbandes an die FIFA vor der Auslosung Russlands als Austragungsort als eine boshafte Kampagne, um Russland die WM madig zu machen. Auch die massiven Dopingvorwürfe, für die es erdrückende Indizien gibt, werden in Russland als anti-russische Kampagne verunglimpft. Viele Russen empfinden ihr Land als zu Unrecht an den Pranger gestellt, verkennen aber, dass es einen Unterschied zwischen vereinzelt Dopingfällen und einem massenhaften, staatlich sanktionierten Doping gibt. Immerhin war der Druck auf den Chef-Organisator der Fußballweltmeisterschaft und Vorsitzenden des russischen Fußballverbandes Witali Mutko am Ende so groß, dass er im Dezember 2017 von beiden Ämtern zurücktrat; Vizeregierungschef ist er allerdings weiterhin.

Der Giftanschlag auf den ehemaligen russischen Agenten Sergej Skripal und seine Tochter im März 2018 in Salisbury verschärfte die außenpolitische Situation. Die Regierung in London hat Moskau im Verdacht und kündigte an, dass weder ein Politiker noch ein Mitglied der königlichen Familie an den Spielen teilnehmen wird. Dennoch ist zu wünschen, dass die WM Menschen zusammenbringt und der Fuß-

ball selbst begeistert. Die Fußballweltmeisterschaft bietet die Chance, mehr von Russland und den sehr gastfreundlichen Russen zu erfahren. Das Land verdient es, jenseits seiner Politiker wahrgenommen zu werden.

Claudia Crawford
Auslandsbüro Moskau
der Konrad-Adenauer-Stiftung

Südkorea: Der internationale Fußball ist populär in dem nordostasiatischen Land. Wenn Koreaner an Fußball denken, träumen sie von Brasilien, Deutschland oder überhaupt von Europa. Heimische Topspieler zieht es in die großen Ligen. Die Bundesliga ist im Land beliebter als die eigene *K League*.

Dennoch betrachten Südkoreaner das Spiel auf ihre eigene Weise. Wichtiger als der Spielverlauf sind andere Faktoren: In Korea hat der „Wettbewerb“ große Bedeutung. Schon in der Schule herrscht eine starke Konkurrenz. Das gilt für viele gesellschaftliche Bereiche und beeinflusst auch den Sport. Hinzu kommt eine politische Komponente: Ein Match gegen die USA oder Deutschland verfolgen die Südkoreaner vergleichsweise entspannt, jedes Duell mit Japan hingegen mit leidenschaftlicher Anteilnahme, da es hochpolitisch ist. Die Südkoreaner erwarten, dass ihre Nationalmannschaft diese Partien gewinnt, selbst wenn alle anderen Spiele verloren gehen. Das ist einer der Gründe für die große Emotion, die Fußball auslöst – quasi als „Katharsis“. Denn das Schicksal Koreas ist bis heute eng mit den Beziehungen zum schwierigen Nachbarn Japan verbunden. Die Ereignisse der 1920er-Jahre mit der Auflehnung gegen die japanische Kolonialherrschaft sind tief in das koreanische Bewusstsein eingeebrannt.

Selbst diejenigen, die sich wenig für Fußball interessieren, nehmen als Fans bei den großen internationalen Turnieren teil. Eine besondere Bedeutung kam der Fußballweltmeisterschaft 2002 im eigenen Land zu. Vorher wurden Spiele zu Hause oder mit Freunden geschaut. Seitdem hat sich das „Public Viewing“ etabliert. Viele Südkoreaner, von

Kindern bis zu Senioren, trugen rote T-Shirts auf der Straße („Fighting Korea“), um ihre Mannschaft anzufeuern. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung war auf den Beinen und ermöglichte ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Fußball ist zu einem öffentlichen Großereignis mit Festivalcharakter geworden.

Umso mehr nehmen der Fußball und der Spitzensport insgesamt in Korea eine politische Rolle ein. Schon 1990 hatte es Versuche gegeben, regelmäßige Spiele zwischen süd- und nordkoreanischen Fußballteams zu vereinbaren. Das konnte, anders als seinerzeit im geteilten Deutschland mit dem deutsch-deutschen Sportkalender, auf der koreanischen Halbinsel bislang nicht nachhaltig etabliert werden.

Erst knapp drei Jahrzehnte später bot sich wieder die Chance, über den Sport ins Gespräch zu kommen: Die Olympischen Winterspiele 2018 im südkoreanischen Pyeongchang sind ein nahezu perfektes Beispiel für die Möglichkeiten der Sportdiplomatie. Der gemeinsame Einmarsch der Athleten aus Nord- und Südkorea sowie das Frauen-Eishockeyteam mit Spielerinnen aus beiden Koreas sorgten für den Rahmen, der den lange unterbrochenen Dialog zwischen Seoul und Pjöngjang wiedereröffnete. Auch das in anderen Bereichen so heftig kritisierte Internationale Olympische Komitee (IOK) hat im Vorfeld der Spiele konstruktiv zwischen beiden Koreas vermittelt und Hürden, wie zum Beispiel Finanzierungs- oder Anreisefragen der nordkoreanischen Delegation, aus dem Weg geräumt. Dass Thomas Bach und sein engeres Umfeld beim IOK aus einem früher geteilten Land kommen, hat offenbar zu einem großen Verständnis für die besondere Situation auf der koreanischen Halbinsel beigetragen.

Kurz nach Ende der Winterspiele, Anfang März 2018, wurde vereinbart, dass im April ein Gipfeltreffen zwischen dem südkoreanischen Präsidenten Moon Jae-in und dem nordkoreanischen Staatschef Kim Jong-un stattfinden soll. Inzwischen scheint selbst ein persönliches Treffen des nordkoreanischen Machthabers mit US-Präsident Donald Trump im Bereich des Möglichen zu liegen. Ob sich daraus in den kommenden Monaten weitere – greifbare – Fortschritte für die Sicherheitslage ergeben, bleibt abzuwarten.

Klar ist jedenfalls: Ohne die seit der zweiten Jahreshälfte 2017 verstärkten Sanktionen gegen Pjöngjang hätte es kaum politische Bewegung im Nordkoreakonflikt gegeben. Und ohne den „sportpolitischen“ Anlass der Olympischen und Paralympischen Spiele wäre diese Bewegung und damit die Chance auf eine tatsächliche Annäherung der beiden Koreas kaum so schnell und bereits zum jetzigen Zeitpunkt möglich geworden.

*Hyekyung Lee, Stefan Samse
Auslandsbüro Korea
der Konrad-Adenauer-Stiftung*

Ukraine: Das fußballverrückte Land ist derzeit vermutlich eines der wenigen Länder, in denen die unmittelbaren Auswirkungen der internationalen Politik auf den Sport deutlich werden. Die völkerrechtswidrige Annexion der Krim durch Russland und der Konflikt im Osten des Landes haben im ukrainischen Fußball tiefe Spuren hinterlassen: Mit den Fußballvereinen von Simferopol und Sewastopol verlor die höchste ukrainische Liga zwei Mannschaften, auch wenn die UEFA deren kurzzeitige Aufnahme in die russische Liga alsbald untersagte. In Donezk wurde die Donbass-Arena, Austragungsort der Fußball-Europameisterschaft 2012, während der Kampfhandlungen durch mehrere Explosionen beschädigt. Der Erstligist Schachtar Donezk, der 2009 den UEFA-Pokal errang und damit erster Gewinner eines Europapokals der unabhängigen Ukraine wurde, spielte zunächst im 1.200 Kilometer entfernten westukrainischen Lemberg weiter. Seit der Rückrunde 2016/17 ist das Metalist-Stadion im ostukrainischen Charkiw provisorisches Heimstadion, da man sich hier durch die Nähe zur alten Wirkungsstätte größeren Zuschauerzuspruch erhofft. Der

dort angestammte Traditionsverein Metalist Charkiw ging 2016 bankrott, nachdem sich der Eigentümer infolge der Euromaidan-Ereignisse nach Russland abgesetzt hatte. Ihm wurden enge Verbindungen zum geflohenen Ex-Präsidenten Viktor Janukowitsch nachgesagt. Weiteren Fußballclubs erging es ähnlich: Sie mussten Insolvenz anmelden oder gerieten in massive finanzielle Schwierigkeiten. Durch die Verlagerung der Spielstätten – außerhalb der sogenannten pro-russischen „Volksrepubliken“ – ging den Vereinen ein wesentlicher Teil ihrer Fan-Basis verloren, zumal sich auch die rund 1,7 Millionen ostukrainischen Binnenflüchtlinge auf verschiedene Städte im ganzen Land verteilt. Mit dem Wegfall fördernder Oligarchen und anderer Einnahmequellen setzte darüber hinaus eine Abwanderung ukrainischer und ausländischer Profispieler ein.

Doch in der vielleicht größten Krise des ukrainischen Fußballs gibt es auch Hoffnungsschimmer: Der Sportklub Tawrija Simferopol wurde mit Sitz in Cherson, rund 100 Kilometer nordwestlich der Krim, neu gegründet. In Charkiw versuchen seit dem Sommer 2016 engagierte Fans und Funktionäre, den FC Metalist

1925 Charkiw als neuen Verein zu etablieren – ein Zeichen gesellschaftlichen Engagements in einer sich wandelnden Ukraine.

Auf dem internationalen Parkett verpasste die ukrainische Fußballnationalmannschaft die Qualifikation für die Weltmeisterschaft 2018. Allerdings war eine mögliche Teilnahme im Nachbarland umstritten. Bereits 2015 forderte Präsident Petro Poroschenko einen internationalen Boykott der WM in Russland und erhielt mit dieser Auffassung auch von einigen deutschen Politikern Zuspruch. Die Ukraine hatte bei der Fußball-Europameisterschaft drei Jahre zuvor – während der Präsidentschaft Janukowitschs – selbst Erfahrungen mit Boykottaufrufen gemacht. Damals blieben die Mitglieder der Europäischen Kommission den Spielen fern, um gegen die Haftbedingungen der früheren Ministerpräsidentin Julia Timoschenko zu demonstrieren. Eine weitere, im Vorfeld diskutierte Sorge waren mögliche strafrechtliche Konsequenzen für mitreisende Fans, wenn diese Flaggen oder Lo-

sungen zur Krim zeigen würden. Insofern wurde die verpasste Turnierteilnahme mit gemischten Gefühlen aufgenommen: Nach dem Ausscheiden der Ukraine kurstierte der Witz, dass sich die Mannschaft allein aus patriotischen Gründen nicht für die WM habe qualifizieren wollen.

Eine letzte Befürchtung ukrainischer Experten bleibt jedoch bestehen: Nach den russischen Präsidentschaftswahlen und der Weltmeisterschaft könnte der Konflikt wieder stärker aufflammen – angesichts von fast 600 zivilen Toten und Verletzten im Jahr 2017 wäre dies eine traurige Prophezeiung. „Wo Fußball gespielt wird, wird nicht gekämpft.“ Dies sagte der frühere FIFA-Präsident Sepp Blatter einmal, um die völkerverbindende Seite des Sports hervorzuheben. Es bleibt zu hoffen, dass Fußball dauerhaft zu diesem Ziel beitragen kann.

Tim B. Peters

*Auslandsbüro Ukraine (Charkiw)
der Konrad-Adenauer-Stiftung*

Katar: Die geplante Austragung der Fußballweltmeisterschaft 2022 veranschaulicht die Verzahnung von Sport und Politik am Persischen Golf und ist Teil der außenpolitischen *Soft-Power*-Strategie Dohas. Seit den 1990er-Jahren strebt der Zwergstaat danach, mithilfe seiner Finanzstärke globale Anziehungs- und Überzeugungskraft zu entfalten. Das Emirat verfolgt dieses Ziel einerseits zum Selbstschutz gegen eine latente Bedrohung durch die Nachbarn Saudi-Arabien und Iran. Internationales Prestige soll einflussreiche Partner binden, die ein Interesse an Bestand und Integrität des Staates haben. Andererseits steht Katar insbesondere mit Abu Dhabi, Bahrain und Dubai in Konkurrenz um Direktinvestitionen, Humankapital und Touristen und möchte einen Wettbewerbsvorteil erlangen.

Doha setzt auf diverse Prestigeprojekte und betreibt eine intensive Sportdiplomatie, um die Aufmerksamkeit und einen Wiedererkennungswert für die „Marke Katar“ zu schaffen. Das Engagement bei renommierten Fußballclubs, wie dem französischen Erstligisten Paris Saint-Germain, zeigt, dass Fußball in dieser Strategie eine prominente Rolle einnimmt. Mit der WM 2022 avanciert Katar zum ersten arabischen und muslimischen Ausrichter einer Fußballweltmeisterschaft – die Krönung der katarischen Ambitionen, sich als Akteur von regionaler Bedeutung hervorzutun.

Dieser Schachzug hat bisher jedoch durchwachsene Ergebnisse erzielt: Die Weltöffentlichkeit hat den Fokus auch verstärkt auf Missstände in Katar gerichtet. Noch immer wird in Gerichtsverfahren ermittelt, ob Bestechung die WM-Vergabe zugunsten Katars beeinflusste – ein bedeutender Imageverlust für das Emirat. Darüber hinaus gab es internationale Kritik an den prekären Arbeitsbedingungen des restriktiven *Kafala*-Systems, welches 1,6 Millionen zumeist asiatische Gastarbeiter einem für sie verantwortlichen katarischen Sponsor unterstellt. Zudem trübte der konfrontative Umgang Katars mit kritischer WM-Berichterstattung die positive Strahlkraft der katarischen *Soft-Power*-Maschinerie.

Das Ziel Dohas, sich mit der WM 2022 hervorzuheben, wird von Nachbarstaaten kritisch beäugt. Forderungen, andere arabische Staaten bei der WM-Ausrichtung miteinzubeziehen, tauchten deshalb seit der WM-Vergabe 2010 immer wieder auf. Zusätzliche Schwierigkeiten entstanden dadurch, dass im Juni 2017 Ägypten, Bahrain, Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate (VAE) eine Blockade gegen das Emirat verhängten. Die sogenannte Katar-Krise verteuert und erschwert den Import von Baumaterialien in das Emirat, doch bisher scheinen Infrastruktur- und Bauvorhaben für die WM nicht gefährdet. Sollte die Krise andauern, würde allerdings die WM-Teilnahme anderer Golf-Staaten infrage gestellt. Der 23. Golfpokal, ein Fußballwettbewerb zwischen den arabischen Anrainerstaaten des Persischen Golfs, könnte hierfür ein Präzedenzfall sein: Als Austragungsort war zunächst Katar geplant, Ende 2017 zogen Bahrain, Saudi-Arabien und die VAE jedoch ihre Teilnahme zwischenzeitlich zurück. Schließlich fand das Turnier in Kuwait statt.

Dennoch könnte die WM 2022 auch positive Entwicklungen am Golf anstoßen. So gab Katar im November 2017 eine umfassende Reform des *Kafala*-Systems bekannt, die im regionalen Vergleich ein Beispiel setzen würde. Der Schritt, vermutlich teilweise durch die Umstände der Katar-Krise bedingt, kam nicht zuletzt durch die Kritik von Gewerkschaften und der Internationalen Arbeitsorganisation zustande.

Ob der Fußball in Katar die ihm nachgesagte Rolle als Brückenbauer spielen wird, bleibt fraglich. Gerade im Nahen Osten ist Fußball eng mit Politik verwoben und stellt keine neutrale Zone dar – auch, weil sich die FIFA hier anfällig zeigt: Trotz Beteuerungen, der Fußballverband würde sich nicht in die Politik einmischen, gab er jüngst Forderungen aus Abu Dhabi nach, einen ursprünglich für das Qualifikationsspiel der Nationalmannschaft der VAE vorgesehenen katarischen Schiedsrichter zu ersetzen; der Fußballverband Ägyptens folgte nun mit einer ähnlichen Forderung für Spiele seiner Nationalmannschaft bei der WM 2018.

Als katarisches *Soft-Power*-Projekt gestartet, hat die WM 2022 somit bereits an Strahlkraft eingebüßt – die Verstrickung in regionale Konflikte beschert ihr zudem einen ungewissen Ausgang.

Philipp Dienstbier

Regionalprogramm Golf-Staaten
der Konrad-Adenauer-Stiftung
mit Sitz in Jordanien

Senegal: Der westafrikanische Staat gilt als Musterland der Region und ist zugleich eine der Fußballnationen auf dem afrikanischen Kontinent. Auf der FIFA-Weltrangliste nahm er im Januar 2018 Platz 24 ein und ist damit das bestplatzierte Land aus Subsahara-Afrika. Mit der Teilnahme an der Weltmeisterschaft in Russland hat sich der Senegal nach 2002 zum zweiten Mal für eine WM qualifiziert und wird neben Marokko, Tunesien, Ägypten und Nigeria als eines von fünf afrikanischen Ländern antreten. Noch heute schwärmen Senegalesen von der WM 2002 in Japan und Südkorea: Die Nationalmannschaft, die *Lions de la Téranga* („Löwen der Gastfreundschaft“), schrieb senegalesische Fußballgeschichte – als erstes afrikanisches Team erreichte die Mannschaft mit dem französischen Trainer Bruno Metsu das Viertelfinale. Bis heute hat kein afrikanisches Team ein WM-Halbfinale erreicht; lediglich Ghana wäre es während der WM in Südafrika 2010 beinahe gelungen.

Der Senegal ist ein sportbegeistertes Land und kann sich neben dem Nationalsport Wrestling vor allem für Fußball begeistern. Dabei ist das typisch senegalesische System der „*navétanes*“ von besonderer Bedeutung. Das Wort stammt aus dem Wolof, der mehrheitlich im Land gesprochenen Sprache, und bedeutet eigentlich „Regenzeit“. Inzwischen umschreibt der Begriff jedoch lokale Gemeinschaften, die landesweit ehrenamtlich Fußballturniere in den Vororten für Kinder und Jugendliche während der Ferienzeit von Juli bis Oktober, der eigentlichen Regenzeit, organisieren.

Sechzig Prozent der Senegalesen sind jünger als zwanzig Jahre, das Bildungssystem ist reformbedürftig, und die

Jugendarbeitslosigkeit liegt bei mehr als fünfzig Prozent. Um die Jugend zu beschäftigen, sie von Ideen einer irregulären Migration oder Radikalisierung abzubringen und sie in dem ethnisch, religiös und sprachlich heterogenen Land zusammenzuführen, nehmen diese „*navétanes*“-Gruppen eine gesellschaftlich elementare Kohäsionsfunktion ein. Neben einem ausgeprägten Gemeinschaftsgefühl ist vor allem der Kampfgeist, das „Über-sich-Hinauswachsen“ (auf Wolof: „dem ba diekh“) ein Leitmotiv dieser Gruppen.

Nicht wenige werden dabei vermutlich auch die Biographie von George Weah im Hinterkopf haben, dessen Werdegang Millionen junger Afrikaner inspiriert. Am 22. Januar 2018 wurde Weah, Weltfußballer des Jahres 1995, zum Präsidenten Liberias ernannt. Der ehemalige Fußballprofi, der für Vereine wie AC Mailand oder den FC Chelsea spielte, wird in dem westafrikanischen Land als Volksheld verehrt. Aufgewachsen in Armut, ist Weah für die heutige Jugend Afrikas ein Symbol für den gesellschaftlichen Aufstieg durch Sport, konkret durch Fußball.

Viele der Profifußballer des Landes sammelten ihre ersten Sporterfahrungen in den „*navétanes*“. Die Politik hat den Einfluss dieser Strukturen erkannt und fördert sie. Stadien werden gebaut, und die Fußballnationalmannschaft wird in Reden voller Stolz gelobt. So verwundert es nicht, dass sich die senegalesische Hauptstadt Dakar täglich ab Einbruch der Dämmerung zum großen öffentlichen Fitnessstudio verwandelt. Die Straßen entlang der Atlantikküste ähneln einer nicht enden wollenden Sportschau: Joggen, Muskeltraining, Wrestling-Übungen und Fußball prägen in den Abendstunden das öffentliche Bild der Stadt. Vielleicht trainiert hier auch ein künftiger Präsident Senegals.

Thomas Volk

*Auslandsbüro Senegal
der Konrad-Adenauer-Stiftung*

Panama: Der kleine Staat auf der amerikanischen Landbrücke ist wegen seines den Atlantik und den Pazifik verbindenden Kanals weltbekannt. Zuletzt hatte er als Steueroase und durch die Verwicklung in den Korruptionsskandal des brasilianischen Bauriesen Odebrecht eine schlechte Presse. Als Sport- oder gar Fußballnation galt das Land als Zwerg. Das änderte sich schlagartig am 10. Oktober 2017, als sich die Nationalmannschaft mit einem 2:1-Sieg gegen das Nachbarland Costa Rica zum ersten Mal für eine Fußballweltmeisterschaft qualifizierte. Staatspräsident Juan Carlos Varela sprach in den sozialen Netzwerken von einem historischen Sieg für das Land und erklärte den darauffolgenden Tag zum nationalen Feiertag: ein freier Tag für alle Beschäftigten und Schüler des Landes. *La Sele*, so nennt man die Nationalmannschaft in Kurzform, wurde überschwänglich gefeiert, in den Straßen versammelten sich tanzend und singend die Menschen – gefühlt war der WM-Pokal schon zum Greifen nahe.

Fußball ist in Panama ein junger Sport. Tradition haben aufgrund des langjährigen Einflusses der USA Sportarten wie Baseball, Basketball oder Boxen. Erst seit den 1980er-Jahren wurde Fußball nicht zuletzt aufgrund einzelner Talente, die in Spanien, Mexiko und anderen Ländern der Region Karriere machten, populär. Es gibt jedoch kaum eine gesellschaftliche Verankerung des Fußballs als Vereinssport, der integrativ wirkt und sich um den Aufbau von Jugendmannschaften kümmert.

Die Berichterstattung konzentriert sich auf die wenigen Stars. Es gibt nichts,

was die Hauptstadt so paralyisiert wie ein Spiel der *Sele*. Der Politik kommt das gelegen, lenkt es doch von unbewältigten Problemen des Landes ab. Korruption und Geldwäsche zählen in erster Linie dazu, aber auch die Tatsache, dass die Kluft zwischen Arm und Reich zu den größten der Welt zählt; und das in einem Land, in dem die Einnahmen aus den Kanalgebühren, die seit dem Jahr 2000 Panama allein zustehen, kräftig sprudeln.

Hoffnung und Perspektive für junge Menschen aus marginalisierten Teilen der Gesellschaft gibt die vor zehn Jahren gegründete Nichtregierungsorganisation *Fútbol Con Corazón* („Fußball mit Herz“). Einbezogen sind 4.000 Jugendliche aus rund vierzig Landgemeinden. Mit der Devise „Treffer/Tore, die die Welt verändern“ arbeiten die Jugendlichen in lokalen Projekten in ihrer Region. Diese nutzen die mobilisierende Kraft des Fußballs und sein pädagogisches Potenzial sowie die sozialen und gruppendynamischen Erfahrungen durch das Zusammenspiel in einer Mannschaft. Der Fußball als Mannschaftssport ist der zentrale Anker des Projekts. Hauptsponsor dieser Initiative ist die Stiftung Alberto Motta. Die Brüder Stanley und Alberto Motta haben ihren Reichtum mit der Fluggesellschaft Copa Airlines und Duty-Free-Geschäften erwirtschaftet. Auf diesem Weg fließt ein Teil des Geldes in die Entwicklung der Gesellschaft Panamas zurück.

Werner Böhler

Auslandsbüro in Costa Rica und Panama
der Konrad-Adenauer-Stiftung

König Fußball im Parlament

Die Strahlkraft des Fußballs und weshalb sie auf dem Spiel steht

JOHANNES STEINIGER

Geboren 1987 in Bad Dürkheim, seit 2013 Mitglied der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Mitglied im Sportausschuss sowie im Finanzausschuss. Der Gymnasiallehrer war über viele Jahre Jugendtrainer im Fußball.

Der deutsche Nationalsport Fußball macht vor dem Parlament keinen Halt. Sogar eine eigene Fußballmannschaft, den FC Bundestag, gibt es im Hohen Haus, unter deren Wappen sich Abgeordnete ganz unterschiedlicher Couleur in den Sitzungswochen zum Kicken treffen. Hier wird über das ein oder andere Foul im politischen Alltagsbetrieb hinweggesehen, und

die Abgeordneten sonst konkurrierender Parteien bilden ein interfraktionelles Team. Dass es eben auch gemeinsam geht, zeigt wie so oft der Fußball. Doch auch hier macht sich die Zäsur nach der Bundestagswahl 2017 im Umgang innerhalb des Parlaments bemerkbar. So wurden einige Abgeordnete der AfD von der Aufnahme in den FC Bundestag ausgeschlossen. Die Teilnahme am Parlamentsverein setzt voraus, dass Werte wie Toleranz und Respekt geachtet werden.

Fußball im Bundestag geschieht sicher aus Spaß am regelmäßigen Fußballtreff, aber auch, um sich für einen guten Zweck starkzumachen und sich mit Teams anderer Institutionen, Verbände und Unternehmen im sportlichen

Wettbewerb zu messen. Diese karitativen „Freundschaftsspiele“ dienen dem Austausch – man kommt ins Gespräch und tut darüber hinaus noch etwas Gutes.

Wie überall im Land sind auch viele Abgeordnete mit ihren Heimatvereinen verbunden. Das führt dazu, dass im Bundestag zuweilen „Rote“ für die „Schwarz-Gelben“ und „Schwarze“ für die „Roten“ sind. Kurzum: Viele der traditionsreichen Klubs haben spiegelbildlich im Parlament ihren ganz eigenen Fanklub. Insofern gibt es Fußballbegeisterung mit all ihren Facetten also auch im Deutschen Bundestag.

Was aber macht das Verhältnis zum Fußball im Parlament aus? Der Bundestag befasst sich auf zahlreichen Politikfeldern unmittelbar mit dem Thema Fußball. Das betrifft die klassische Arbeit im Sportausschuss, erstreckt sich jedoch auch von der Innen- bis zur Außenpolitik, von der Finanz- bis zur Gesundheitspolitik. So sind beispielsweise die Polizeieinsätze und der sichere Stadionbesuch innenpolitische Dauerthemen. Die steuerliche Veranlagung ehrenamtlicher Vereinstrainer oder die Rolle des Sports für die gesundheitliche Prävention sind weitere Beispiele.

MEGASTARS MIT VORBILDCHARAKTER

Bei dem ganz großen Kino, das rund um den Fußball geboten wird, verwundert es nicht, dass schon die ganz Kleinen fleißig trainieren. Fußball ist bei ihnen mit Abstand am beliebtesten und verfügt über die professionellsten Nachwuchsstrukturen. Auch im Seniorenbereich betreiben viele „ihren Sport“ mit großer Leidenschaft. Die Breitensportliche Dimension des Fußballs in seinen knapp 25.000 Vereinen in Deutschland ist enorm. Er leistet einen essenziellen Beitrag für mehr Bewegung und Prävention, stärkt das Miteinander und fördert das Engagement im Ehrenamt. Dabei steht der Fußball für etwas Gutes: Er verbindet und überwindet Sprachen, Herkunft und Grenzen. Er steht für Fairness. Damit ist Fußball einer der entscheidenden Integrationsmotoren in unserem Land. Unsere Gesellschaft wurde in den vergangenen Jahren durch die vielen Flüchtlinge und Asylsuchenden vor große Aufgaben gestellt. Der Fußball und die Vereine haben hierbei sehr schnell ihre enorme Fähigkeit zur Integration bewiesen.

Aus diesem Grund hat der Bund zielgenau Mittel eingesetzt, um mehr Teilhabe durch Sport zu ermöglichen. Etwa mit der Initiative „1:0 für ein Willkommen“, die zum Jahreswechsel in die Verlängerung gegangen ist und jetzt erfolgreich unter „2:0 für ein Willkommen“ weitergeführt wird. Vereine erhalten durch dieses Gemeinschaftsprojekt der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, der DFB-Stiftung Egidius Braun und der Nationalmannschaft eine treffsichere Förderung.

Jérôme Boateng, Sami Khedira und Mesut Özil stehen geradezu symbolisch für die Strahlkraft des Fußballs. Die Megastars sind längst mehr als

nur Sportidole. Sie sind Vorbilder, Botschafter für Fairness und der Beweis, dass man es durch Leistung zu etwas bringen kann. Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) ist sich dieser Wirkung seiner Stars bewusst und setzt auf bewährte Kampagnen gegen Rassismus und Diskriminierung. Ein starkes politisches Statement. Der Auftrag der Politik liegt darin, das enorme Potenzial im Sport als Chance zu begreifen und dann auch auszuschöpfen.

Andererseits ist der Fußball nicht frei von Fehlern – im Gegenteil: Er ist zunehmend anfällig für kriminelle Machenschaften. Eine große Gefahr für einen „sauberen“ Sport geht von der Manipulation von Spielen meist im Zusammenhang mit illegalen Wetten aus. Das bedeutet: Nicht selten werden in von organisierter Kriminalität geprägten Strukturen etwa Spieler oder Schiedsrichter gezielt angesprochen mit der Absicht, ein Spiel zu manipulieren. Die Möglichkeiten von Sportwettbetrug sind vielfältig. Es kann um die Intention gehen, ein Spiel vorsätzlich nicht zu gewinnen, bis hin zur Manipulation eines Spielereignisses bei gleichzeitig laufenden Wetten in Echtzeit.

Die besondere Dramatik eines Fußballspiels mit seiner Spannung und seinen nicht vorhersehbaren Wendungen geraten damit in jedem Fall zu einer Farce; das schadet dem Sport und seiner Wahrnehmung in der Öffentlichkeit erheblich. Damit bei der Spielmanipulation Betrügern mit immer neuen Methoden nicht Tür und Tor geöffnet werden, sind eine konsequente Gesetzgebung und eine zielgerichtete Strafverfolgung notwendig. Mit dem „Gesetz zur Strafbarkeit von Sportwettbetrug und der Manipulation von berufssportlichen Wettbewerben“ hat der Bundestag in der vergangenen Legislaturperiode eine entsprechende strafrechtliche Handhabe, etwa gegen das sogenannte *Match-Fixing*, geschaffen. Im Januar 2018 wurden erneut Anklagen auf der Basis des neuen Straftatbestands erhoben. Das zeigt: Das Gesetz funktioniert in seiner Anwendung.

GLAUBWÜRDIGKEIT IN DER KRISE

Fußball beschäftigt ebenso die europäische wie die internationale Politik. Denn die Glaubwürdigkeit des Sports ist in eine Krise geraten: Die öffentliche Kritik am Weltfußballverband (FIFA) und an belasteten Funktionären ist enorm. Die Vergabepraxis der Mega-Events samt den zuweilen tiefen Verflechtungen mit den politischen und wirtschaftlichen Strukturen des Gastgeberlandes hinterlässt mehr als einen schalen Nachgeschmack. Wo Straftatbestände vorliegen, muss entschieden gehandelt werden.

Der Vorstoß der Parlamentarischen Versammlung des Europarates von Ende Januar 2018 ist daher richtig. In einer Resolution wird eine internationale Beobachtungsstelle gefordert, die die Führungsgremien des Fußballs fortlaufend in ihrer Entscheidungspraxis prüfen soll, um etwa Korruptionstendenzen schnell zu begegnen. Die externe Kontrolle des europäischen

Fußballverbandes (UEFA) und der FIFA durch eine unabhängige Aufsicht ist ein notwendiger Schritt zu größerer Transparenz und ein wichtiges Signal für mehr Glaubwürdigkeit.

Finanzberichte und Rechenschaftsverpflichtungen bieten zwar einen rechtlichen Rahmen, darüber hinaus müssen die Verbände aber tatsächlich mit den Themen *Good Governance* und Transparenz ernst machen. Neben der Politik sind somit auch die internationalen Verbände gefordert. Das gilt nicht zuletzt für die zunehmende Kommerzialisierung. Sie lässt Sportwelt und Fans zuweilen ratlos zurück: Clubs, die mehr an multinationale Unternehmen erinnern denn an Traditionsvereine, sowie Transfers in unbeschreiblichen finanziellen Dimensionen prägen das Bild. Beides hat den Sport verändert. Allein durch die Lizenzierung der Medienrechte erwirtschaften die Top-Clubs in Deutschland deutlich mehr als eine Milliarde Euro im Jahr. Obwohl der Fußball derzeit in der Publikumsgunst über jeden Zweifel erhaben zu sein scheint, darf die Schraube nicht überdreht werden.

DIE SPORTNATION IST MEHR ALS FUSSBALL

Wenn mediale Präsenz und Wertschöpfung im Sport heute gleichbedeutend sind mit Fußball, dann ist umgekehrt klar, was das für die anderen Sportarten bedeutet. Trotz der hohen Dynamik bei jungen Trendsportarten und der aufholenden Professionalisierung in den Profiligen der anderen Mannschaftssportarten kommt kein anderer Sport in der öffentlichen Wahrnehmung und wirtschaftlichen Wertschöpfung auch nur annähernd an den Fußball heran.

Mit dem Anspruch, eine Sportnation zu vertreten, die nicht auf eine solche Monokultur im Sport reduziert sein will, muss die Politik immer wieder gegensteuern. Daher wollen wir als Sportpolitiker meiner Fraktion den Etat des Bundesinnenministeriums deutlich erhöht sehen, um die Nicht-Fußball-Sportarten und deren Verbände zu stärken. Wir bewegen uns hier in einem Spannungsfeld. Zwar darf der Fußball andere Sportarten nicht bedeutungslos machen, dennoch soll er seine immense Strahlkraft entfalten können. So gibt die Marke „Die Mannschaft“ unserem Land ein sympathisches und weltoffenes Image. Auch für den Breitensport ist diese Vorbildwirkung enorm.

Diese hohe Integrität des Fußballs ist jedoch gefährdet. Es ist daher ein Auftrag an alle diejenigen, die Verantwortung im Sport tragen, den Fußball als wertevermittelnde Sportart lebendig zu halten. Im Vorfeld dieses WM-Sommers 2018 werfen Fragen zu Korruption, Menschenrechtsverletzungen und Diskriminierung abermals ihre Schatten voraus – Zuschreibungen, für die die Werte des Fußballs ausdrücklich nicht stehen. Es muss jetzt das erklärte Ziel sein, dass die internationalen Fußball-Großevents wieder ihren verbindenden Charakter erhalten, der sie einst groß gemacht hat. Es braucht einen Neustart, damit der Fußball keinen irreversiblen Schaden nimmt.

Krisen, Events und Post-Fans

—
Was die Soziologie über den Fußball sagt

KRISTIAN NAGLO

Geboren 1973 in Koblenz,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am
Institut für Soziologie der Philipps-
Universität Marburg, Mitinitiator der
internationalen Forschungsgruppe
„Small Worlds of Football“.

Die analytische Auseinandersetzung mit dem modernen Fußball als kulturellem Phänomen ist aus soziologischer Perspektive vielversprechend: Als medial und global präzente (populär)kulturelle Form ist er verbreitet wie keine andere Sportart und bedeutsam für Globalisierungs-, Nationalisierungs- und Lokalisierungsprozesse.

Fußball ist also kein marginales Thema, sondern Beispiel weltweiter medialer Konnektivität, kultureller Praktiken und Symboliken sowie der Ausbildung spezifischer Wissensbestände. Fußball wird häufig als Spiel interpretiert, das durch kompetitive Elemente des modernen Sports, vor allem durch politische und kulturelle Verflechtungen, komplexe Interpenetrationen von Gemeinschaftsidentitäten, Kodierungen sozialer Verhaltensweisen, Glaubenssysteme und durch die Symbolisierung von In- beziehungsweise Exklusion sowie sozialen Hierarchien gekennzeichnet ist und Bedeutung produziert.

Beispielhaft lässt sich die Produktion von Bedeutung und Wissen auf unterschiedlichen Ebenen anhand des „katholischen“ schottischen Fußballvereins Celtic Glasgow verdeutlichen, der von irischen Migranten gegründet wurde: Dieser betont einerseits seine Herkunft durch die Hervorhebung der vermeintlichen Bedeutung des irischen Katholizismus. Die Fans des Clubs beziehen sich während der Spiele – insbesondere während des „Old-Firm-Derby“ in der konflikthafter Auseinandersetzung mit dem „protestantischen“ Stadtrivalen Glasgow Rangers – symbolisch auf die irische Geschichte durch Lieder oder popkulturelle Versatzstücke: Songs wie „Fields of Athenry“ behandeln Themen wie die große irische Hungersnot (1845–1852) und die britische Besatzungszeit im 19. und 20. Jahrhundert, sie beziehen sich auf paramilitärische Gruppierungen (wie die Irisch-Republikanische Armee, IRA) oder positiv auf die katholische Kirche (zum Beispiel durch Vergleiche zwischen dem gegenwärtigen Trainer Brendan Rodgers und dem Papst). Andererseits agiert der Verein als Global Player und verfolgt Investmentstrategien, die auf die Rekrutierung von Spielern und Zuschauern auch außerhalb des lokalen, spezifisch historisch-kulturell geprägten Raums abzielen.

Das Image des FC Bayern München wiederum beinhaltet die ökonomische Einbindung der Vereinsmarke in den Weltmarkt (zum Beispiel durch die Asien-Tour in der Sommervorbereitung) bei gleichzeitiger Betonung des Lokalkolorits („Mia san mia“, „Finale dahoam“ et cetera). Auf der Ebene internationaler Wettkämpfe zwischen Nationalmannschaften, wie etwa bei Fußballweltmeisterschaften, lässt sich auf die symbolhafte Konstruktion nationaler Stile und Praktiken verweisen, etwa beim Singen der Nationalhymne oder der medialen Betonung historischer Rivalitäten (Deutschland – England), die letztlich die imaginierte Gemeinschaft „Nation“ als homogen erscheinen lassen, obwohl soziale Heterogenität offensichtlich Normalität ist.

SPIEGEL DER GESELLSCHAFT ODER GEGENWELT?

Zwei Metaphern prägen das Verständnis des Fußballspiels und dominieren in öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen: Fußball wird wahlweise als Spiegel der Gesellschaft oder als Gegenwelt stilisiert. Problematisch ist daran, dass Fußball dadurch zu einem „uneigentlichen“, bestenfalls „sekundären“ Wirklichkeitsbereich gemacht wird. Betont wird damit der Eigenweltcharakter aus Institutionalisierung und Bürokratisierung durch Vereine und Verbände in Kombination mit der Sportwelt als emotionaler Gemeinschaft. Alternativ kann die Analyse des Fußballsports auch über seine Handlungspraxis im Rahmen alltagskultureller Kontexte erfolgen. In dieser Perspektive bedarf das Fußballspiel der beständigen Herstellung und Neugründung durch seine Akteure. So eröffnet sich ein Blick darauf, wie die Akteure im

Handeln die Fußballwelt immer wieder neu erschaffen (müssen) und welche Hindernisse, Konflikte oder symbolischen Bedeutungen dabei wirken.¹

Im Folgenden werde ich mich auf den letztgenannten Bereich beziehen. Hierzu sind drei Konzepte der Interaktion und Orientierung im Kontext von Wandel und Bedeutung wichtig, nämlich *Krise*, *Event* und der sogenannte *Post-Fan*. Diese ermöglichen die Analyse des Zusammenhangs unterschiedlicher Fußballkontexte und deren Verbindung, etwa die von Amateur- und Profiwelten des Spiels.²

Krise kann demnach als Bruch routinierter Aktivitäten betrachtet werden, der die Legitimation sozialer Prozesse existenziell infrage stellt. Die Rede von der Krise ist entsprechend ein Hinweis auf Unsicherheit, Leiden und Martyrium und weist prinzipiell in eine ungewisse Zukunft. Ist die Krise erst einmal diagnostiziert, verlangt die Situation nach möglichen Handlungsoptionen, Entscheidungen und Neuordnungen.

TRAINERWECHSEL UND STRATEGISCHE NEUAUSRICHTUNG

Allgemein wiederholen sich die Lösungsansätze und Veränderungsschübe in der Welt des Fußballs häufig oder folgen Ansätzen, die zu einem früheren Zeitpunkt bereits implementiert wurden. Klassisch ist etwa der Rückgriff auf Altbewährtes (zum Beispiel die Neubesetzung von Trainerposten). Die Welt des organisierten Fußballs kreist in dieser Perspektive um die permanente Reflexion von Legitimationsprozessen, die in der Regel dauerhaft die Krise in einer unbestimmten Form feststellen (Ergebnisse, Leistung, Zuschauerzahlen, Image, Zustand der eigenen Sportanlage, Nachwuchs et cetera). In dieser Hinsicht kann man Fußball als Spiel in der „Dauerkrise“ beschreiben.

Diese Krisen sind aber durchaus nicht nur als Bruch routinierter Abläufe zu verstehen; vielmehr dienen sie häufig als wesentlicher Antrieb und Motivator, wie etwa die Krise des deutschen Fußballs Anfang der 2000er-Jahre, auf die – auch dank des damaligen Nationaltrainers Jürgen Klinsmann – mit einer strategischen Neuausrichtung des Gesamtsystems reagiert wurde und die so als Grundlage für die Erneuerung und spätere Erfolge des deutschen Fußballs auf internationaler Ebene gelten kann.

Eine weitere Ausgangsthese unterstellt die zentrale Bedeutung von *Events* für den Fußball.³ Events sind als symbolische, besondere Aktivitäten oder herausragende Ereignisse zu verstehen, die intensives subjektives Engagement fordern und Orientierung bieten. Nach einer spezifischen Interpretation argumentiert der Eventbegriff mit einer neuen Art von Gemeinschaft, in der Teilnehmer auf maximal viele (Selbst-)Verwirklichungschancen abzielen und von minimalen Verpflichtungen ausgehen.⁴ Im Fußball werden Events entsprechend genutzt, um die alten Traditionsgemeinschaften mit ihren

symptomatischen Verbindlichkeitsansprüchen zu stärken, was wiederum mit dem Konzept der Krise in Zusammenhang steht. Auf diese Weise wird potenziell eine Verbindung zwischen Traditionalität und Posttraditionalität geschaffen. Im Fußballkontext gibt es die unterschiedlichsten Formen von Events wie Turniere (Weltmeisterschaft), Spiele (DFB-Pokalfinale), Zuschauerveranstaltungen („Public Viewing“) oder Events im nicht-professionellen Bereich (Kunstrasenprojekte, DFB-Ehrenrunde, Sichtungsturniere et cetera), die sich zur Analyse eignen. Zur Illustrierung kann die symbolische Bedeutung von Kunstrasenplätzen im deutschen Amateurfußball dienen.

DIE DOPPELTE SYMBOLIK DES KUNSTRASENPLATZES

Kunstrasenplätze als Spielflächen, die in den 1960er-Jahren zunächst in den USA im American Football eingesetzt wurden und die seit den 1970er-Jahren auch in Deutschland für Hockey und im Fußball angeboten werden, sind insbesondere im Profifußball als reguläre Wettkampfstätten umstritten. Der Plan des Weltfußballverbands FIFA beispielsweise, die Weltmeisterschaft der Frauen in Kanada im Jahr 2015 auf Kunstrasenplätzen auszutragen, hat bei den Beteiligten Proteste hervorgerufen und dazu geführt, dass eine Gruppe von Spielerinnen eine Klage gegen den Weltverband, unter anderem wegen vermeintlich erhöhter Verletzungsgefahr, anstregte. Dennoch fand die Veranstaltung auf Kunstrasenplätzen statt, gedacht wohl auch als Testlauf für künftige Wettbewerbe der Männer. Während der frühere FIFA-Präsident Sepp Blatter Kunstrasenplätze für die „Zukunft des Fußballs“ hielt – und übrigens auch der Deutsche Fußball-Bund (DFB) seit den frühen 2000er-Jahren offensiv für den Bau von Kunstrasenplätzen wirbt –, bezeichneten die protestierenden Spielerinnen den Belag als „Untergrund zweiter Klasse“ und fühlten sich diskriminiert.

Im Amateurfußball nimmt die Diskussion eine andere Stoßrichtung. Hier werden Kunstrasenplätze in der Regel als Ausdruck eines Modernisierungsprozesses der Vereine im Sinne einer existenzsichernden Maßnahme gedeutet. Die Krise, die es zu überwinden gilt, wird in der Wahrnehmung der Akteure meist durch die nicht mehr zeitgemäßen Tennenflächen („Aschenplätze“) ausgelöst, die durch die neuen „Astro-Turfs“ ersetzt werden. Der Bau von Kunstrasenplätzen im Amateurbereich gilt dann als Prestigeobjekt, seine Einweihung wird in der Regel als großer Event gefeiert. Dies schließt in zweifacher Hinsicht an Entwicklungen im Bereich des professionellen Fußballs an: Zum einen haben sich Stadien in Deutschland seit der Fußball-WM 2006 zu Vorzeigeobjekten des öffentlichen Raums entwickelt. Zum anderen symbolisieren diese Plätze häufig eine „hochgradig funktionale Differenzierung“,⁵ da sie einen Bereich repräsentieren, der vornehmlich für den Fußball

und die lokale Gemeinschaft konstruiert wurde. Ihr Bau wird im Rahmen spezifischer Diskurse („Existenzsicherung durch Konkurrenzvorteil“ beziehungsweise „Gleichziehen mit der lokalen Konkurrenz“, „Grundlage für künftigen sportlichen Erfolg“, „Möglichkeit der Anwerbung besserer Spieler durch attraktiven Bodenbelag“) als alternativlos und Errungenschaft des Vereins dargestellt.

Die optische Gleichartigkeit der Kunstrasenplätze drückt dabei eine zunehmende Standardisierung und damit Homogenisierung des Raums aus, die dem Stadionprinzip im professionellen Fußball nahe kommt. Kunstrasenfelder bieten in dieser Hinsicht ein ideales Umfeld für die zunehmende kommunikative und praktische Modernisierung des Spiels, auch in den untersten Amateurbereichen und im Jugendfußball. Ihre Eigenschaften lassen daher vermehrt an Versatzstücke anschließen, die aus der kulturellen, medialen Zirkulationssphäre des Profifußballs stammen. Gleichzeitig wird im Rahmen von Legitimitätsdiskursen die Integration der lokalen Gemeinschaft betont. Paradoxerweise lösen also ausgerechnet „Plastikplätze“ – die ja ebenso gut lila eingefärbt sein könnten – ein Authentizitätsversprechen ein, indem sie einerseits die Teilnahme am „großen“ Fußball suggerieren und andererseits das Lokale integrieren.

DIE KATEGORIE DES POST-FANS

Konkret im Hinblick auf die analytische Verbindung von Profi- und Amateurfußball ist das kontrovers diskutierte Konzept des *Post-Fans* zu erwähnen. Dieser muss beispielsweise nicht mehr das Haus verlassen, um an einem Fußballspiel als Zuschauer teilzunehmen, da vor allem das Fernsehen und das Internet (zum Beispiel der Liveticker) zahlreiche Gelegenheiten bieten, dies von zu Hause oder unterwegs zu tun. Die Hauptspielart des Post-Fans ist demzufolge Mitglied einer neuen Mittelschicht in seinen unterschiedlichen Formen, welche sich populärkulturellen Erscheinungen gegenüber einerseits offen, andererseits reflexiv und kritisch-ironisch beziehungsweise distanziert verhält und ein Bewusstsein für die mediale Durchdringung des modernen Sports ausbildet, in welchem Inhalte stark selektiv verbreitet und Atmosphäre weitgehend simuliert wird.

Gerade die Flexibilität der Kategorie des Post-Fans ist hier von besonderem Interesse, weil sie eine Betrachtung unterschiedlicher Praktiken und Diskurse konzeptuell vorbereitet und entsprechend die Untersuchung eines Niederschlags des populär-kulturellen Phänomens Fußball auch im Lokalen ermöglicht. Post-Fans partizipieren in ihrer möglichen Funktion als Spieler, Trainer, Funktionäre, Schiedsrichter, Vereinsmitglieder oder -angestellte, Fans, Beobachter et cetera am professionellen *und* nicht-professionellen Fußballspiel, was potenziell zu gegenseitigen Beeinflussungen der Bereiche

Profi- und Amateurfußball führt. Beispielsweise sind die Fans von Profimannschaften mitunter selbst im Amateurbereich als Spieler oder Schiedsrichter tätig; gleichzeitig können ehemalige Amateurspieler etwa als Pressesprecher oder Co-Trainer in den Profi-Bereich wechseln.

Forschung zum Fußball – und vor allem die hier vorgestellte Perspektive – thematisiert also vor allem Hinweise auf Uneindeutigkeiten und Widersprüche des globalisierten Spiels, die mitunter in den verschiedenen Welten des Fußballs (Amateure, Profis, Fans) zu finden sind und sie miteinander verbinden. Dabei geht es um Organisationsprinzipien und Wissensbestände der sozialen Welten – verstanden als Teilzeit-Welten mit Teilzeit-Mitgliedschaften – des organisierten Fußballs und um deren wesentliche Funktionen bei Prozessen der Selbstkonstituierung, -erhaltung, -wahrnehmung, -legitimation und Identitätsbildung sowie der Ausübung der für die soziale Welt spezifischen Aktivitäten.

¹ Dariusz Zifonun: *Versionen. Soziologie sozialer Welten*, Weinheim 2016.

² Anthony Waine / Kristian Naglo (Hrsg.): *On and Off the Field. Fußballkultur in England und Deutschland – Football Culture in England and Germany*, Wiesbaden 2014.

³ Kristian Naglo: „Soccer’s Small Worlds“, in: Heather Dichter / Wray Vamplew (Hrsg.): *Aspiration and Reflection: Sport Historians on Sports History*, Sonderausgabe des *International Journal of the History of Sport*, Jg. 34, Nr. 5–6, Oktober 2017, S. 414–419.

⁴ Winfried Gebhardt / Ronald Hitzler / Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): *Events. Soziologie des Außergewöhnlichen*, Wiesbaden 2000.

⁵ Markus Schroer: „Vom ‚Bolzplatz‘ zum ‚Fußballtempel‘. Was sagt die Architektur der neuen Fußballstadien über die Gesellschaft der Gegenwart aus?“, in: Gabriele Klein / Michael Meuser (Hrsg.): *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*, Bielefeld 2008, S. 155–174.

Außen vor?

—
„Randsport“ und Fußball

SILKE KASSNER

Geboren 1976 in Bonn, Mitglied der Nationalmannschaft Wildwasserrennsport im Deutschen Kanu-Verband, Vizeweltmeisterin, Mitglied der Athletenkommission und im Aufsichtsrat der Nationalen Anti Doping Agentur Deutschland, Mitgründerin von Athleten Deutschland e.V.

JONATHAN KOCH

Geboren 1985 in Gießen an der Lahn, Mitglied der Ruder-Nationalmannschaft, Teilnahme an den Olympischen Spielen in Peking, London und Rio de Janeiro, Weltmeister, zwölfmaliger Deutscher Meister, Mitgründer von Athleten Deutschland e.V. und Mitarbeiter der Athletenkommission.

2018 ist ein wahnsinniges Sportjahr. Im Februar fanden im südkoreanischen Pyeongchang die Olympischen Winterspiele statt. Im Juni wird die Welt auf die Fußballweltmeisterschaften in Russland blicken. Die letzte Verknüpfung dieser Sportgroßereignisse liegt vier Jahre zurück. Vier Jahre, in denen journalistische Enthüllungen jahrzehntelangen Dopingbetrug in Russland und Untersuchungen von Ermittlungsbehörden die korrumpierenden Tatbestände im Fußball um die Vergaben von Weltmeisterschaften und TV-Übertragungsrechten aufdeckten. Skandale, die den Sport in seinem Werteverständnis angegriffen und zumindest teilweise demonstrieren haben.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht einfach, herauszufinden, was der kommerzialisierte professionelle Fußball und die olympische Bewegung voneinander lernen können. Vielmehr muss die Frage gestellt werden, welchen Sport wünscht oder, noch besser, braucht die Gesellschaft, und was muss getan werden, um diesen zu erreichen?

Zwischen dem Fußball und der olympischen Bewegung gibt es Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. Originär ist dem Sport – und damit auch dem Fußball – die Freude an der Sache, der Bewegung, der Herausforderung, der Leistung und dem Miteinander – Eigenschaften, die jeder Sportart innewohnen und ohne die die Sinnhaftigkeit und Begeisterung – die wahre Kraft des Sports – verloren gingen. Gemeinsam ist sicherlich auch der Ursprung beider in der Gesellschaft, in Vereinen, getragen von freiwilligem Engagement.

Unterschiede bestehen vor allem in der sozioökonomischen Betrachtung. Die Wirtschaftsspirale im Fußball hat sich über viele Jahre in schwindelerregende Höhen gedreht. Die Sportbranche gehört heute zu den am stärksten wachsenden Wirtschaftszweigen der Welt. Mit Blick auf den europäischen Fußball haben die großen, professionellen Ligen und ihre Vereine die Internationalisierung verstanden und etablieren ihre Marken in jeder Form und auf allen Märkten.

Die Summen, die mittlerweile im Fußball bewegt werden, sind exorbitant. Im November 2017 legte der FC Barcelona Lionel Messi einen neuen Vierjahresvertrag vor – mit einem Gehalt von 208 Millionen Euro – das sind 52 Millionen Euro im Jahr oder eine Million Euro in der Woche; damit stößt dieser Vertrag in neue finanzielle Dimensionen vor. Der Alltag deutscher Athleten im olympischen Spitzensport ist bei den meisten hingegen gekennzeichnet durch soziale und finanzielle Sorgen sowie Existenznöte, rechtliche Probleme bei BAföG, Kindergeld, Kranken- und Rentenversicherung. Im Zuge der Koalitionsgespräche schrieben Athletenvertreter ein Konzept für eine Athletenförderung. Das Ergebnis: Ein für Deutschland startender Athlet benötigt circa 1.500 Euro monatlich, um in Städten wie Hamburg, Köln oder Berlin leben, studieren und sich parallel in seiner Sportart professionell vorbereiten zu können.

WAS IST EINE GOLDMEDAILLE WERT?

Die Athleten stellen sich die Frage, ob sie mit dieser Forderung auf die Koalitionspartner zugehen können, denn sie verhandeln um öffentliche Mittel. Was hält denn der Steuerzahler eigentlich davon? Gibt es einen Aufschrei in der Bevölkerung, wenn die Athleten eine Etaterhöhung für die Deutsche Sporthilfe in Höhe von fünfzehn Millionen Euro durch den Bund fordern? Ist dem Zuschauer bewusst, dass der Sportler eigentlich kein Geld verdient und künftiger sportlicher Erfolg mit einem vernünftigen Angebot an junge Sportler verbunden ist? Möchte die Gesellschaft überhaupt, dass junge Menschen

in vielen verschiedenen Sportarten international erfolgreich sind und Medailen gewinnen? All das weiß man nicht genau, weil versäumt wird, diese Fragen öffentlich zu diskutieren.

Die Entwicklung eines jungen Fußballers und eines Sportlers einer „Randsportart“ sind grundlegend verschieden. Während das junge Fußballtalent früh in eine professionelle Vereins-, Trainings- und Schul-Umgebung eingebettet wird, kann der Schwimmer, Ruderer oder Hockeyspieler ohne die Unterstützung seines privaten Umfeldes, seiner Familie, nicht überleben. Die Sportkarriere wird zum Abwägen von Opportunitätskosten gegen eine mögliche Olympiateilnahme. Der Athlet wird mehr investieren, als er je zurückbekommt. Während die Athleten rechnen, streiten sich die Politik und der Sport in Deutschland in einer Leistungssportreform um die künftige Etaterhöhung. Das Ziel: mehr Effizienz und wieder mehr Medailen. Bisher belief sich die Förderung des Spitzensports durch den Bund auf rund 160 Millionen Euro pro Jahr. Der „Marktwert“ des brasilianischen Fußballspielers Neymar liegt derzeit bei über 200 Millionen Euro. Man fragt sich, wie viel welche Sportart eigentlich wert ist und was den Sport zu einem Wert macht.

Ehrlich, asketisch und leidenschaftlich der Beste zu sein, der man sein kann, das Teilen dieser Haltung mit anderen Menschen durch den Wettkampf, um daraus den Respekt vor der Leistung des anderen zu erlernen – so könnte die Erklärung Pierre de Coubertins lauten, und so müssen sich junge Sportler für die Olympischen Spiele motivieren. Ein universeller Wert, der für jede Sportart gilt, der jedoch stets Gefahr läuft, von externen Einflüssen an den Rand gedrängt zu werden. Im Fußball ist dies das Geld, im olympischen Sport ist es der eindimensionale Blick auf die Medailenausbeute.

VOM FUSSBALL LERNEN

Der Fußball hat es geschafft, mehr als nur Sport und Erfolg zu sein; er bietet seinen Fans Zugehörigkeit, Identifikation und Emotionen; er schreibt Geschichten. Fußballfans stehen zu ihrer Mannschaft, sogar bei Niederlagen – der olympische Sport hat dies nicht vermocht. Die Währung „Medaille“ ist bei einer Betrachtung des internationalen Sports eigentlich zum Scheitern verurteilt. Das eigentliche Rückgrat unserer Sportlandschaft, nämlich Geschichten von Athleten, die leidenschaftlich und ehrlich ihren Sport betreiben, beruflich, finanziell und privat große Opfer bringen und über sich hinauswachsen, werden zu selten erzählt. Hier könnte der organisierte Sport viel vom Fußball lernen.

Die Verbindung des Fußballs zu seinen Fans – ganz gleich, ob Verein oder Nationalmannschaft – ist durch einen hohen Identifikationsgrad des Einzelnen mit einer großen Gruppe geprägt. Eine vergleichbare emotionale

Verbindung der Fans zur Olympiamannschaft oder auch nur zu einzelnen Teilen des Teams gibt es nicht. Das gilt auch für eine besondere Fan-Kultur.

Dagegen vermitteln Fangruppen im Fußball ein Zusammengehörigkeitsgefühl in unserer individuell geprägten Gesellschaft und haben eine verbindende Kraft, die sie zum Beispiel in Form friedlicher Demonstrationen in Stadien Ausdruck verleihen. Fußballfans stellen sich etwa gegen rassistische Anfeindungen im Sport. Eine solche Möglichkeit friedlicher Demonstration existiert an jedem Wochenende in jedem Stadion. Breite Fangruppen solidarisieren sich und setzen sich für Integration ein. Der Fußball kennt keine Hautfarbe, sondern nur die Vereinsfarben. Genau diese starke Identifikation kann dem Fußball aber auch zum Verhängnis werden, wenn etwa verfeindete Fangruppen unterschiedlicher Vereine gewaltbereit aufeinander losgehen.

Politische Statements kennen die Olympischen Spiele nicht. In der Vergangenheit (zum Beispiel bei den Sommerspielen in Peking 2008 mit Blick auf den Tibetkonflikt) und auch in der Gegenwart (Koreakonflikt, Doping-skandal) gab es durchaus Anlass zur Demonstration für Frieden und Menschlichkeit oder auch für Veränderungen in den Sportstrukturen. Für die Athleten ist eine Demonstration während des Wettkampfs durch die Olympische Charta verboten und führt unter Umständen sogar zum Ausschluss bei Olympischen Spielen.

SPORT MUSS VORBILD SEIN

Erkennbar ist auch, dass vor allem in den westlichen Industriestaaten die Akzeptanz der Bevölkerung für die Austragung der Olympischen Spiele im eigenen Land nicht mehr gegeben ist. Zuletzt sind alle potenziellen europäischen Kandidaten als Ausrichter von Olympischen Winterspielen an dem Votum der eigenen Bevölkerung gescheitert. Die FIFA und das Internationale Olympische Komitee werden zunehmend von Korruptionsskandalen erschüttert und verlieren ihre Glaubwürdigkeit. Der Fußball wird das durch seine tief verankerte Vereinslandschaft verkraften, während der olympischen Bewegung viel eher droht, ihr einstiges Gut, nämlich den Anspruch, die originäre Form des sportlichen Wettkampfes zu sein, zu verlieren.

Man sagt, Sport sei ein Spiegel der Gesellschaft – Betrug, Korruption, Millionengehälter, Doping? Gewisse Parallelen sind zu erkennen, und nun? Wenn Fußball und olympischer Sport aus dieser Betrachtung etwas voneinander lernen können, dann muss die Antwort mehr denn je lauten: Der Sport, auch der Fußball, muss ein Vorbild für unsere Gesellschaft sein. Werte und Leistung sind kein Widerspruch, sie sind Teil seiner Faszination. Sport bleibt ein tragender Motor für Freundschaft, Integration und menschliches Miteinander in unserer Gesellschaft und über ihre Grenzen hinaus. Der olympische Sport und der Fußball tragen und leben von der Verantwortung für die eigenen Ideale.





Was vom Sommermärchen blieb

—

Über Fußball, Patriotismus und nationale Identifikation

MANUEL BECKER

Geboren 1984 in Bendorf,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am
Institut für Politische Wissenschaft
und Soziologe der Rheinischen
Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Wer erinnert sich noch an den Fußballsommer 2006? „Deutschland. Ein Sommermärchen“: Kaum hatte die Fußballweltmeisterschaft begonnen, ging ein Stimmungsaufschwung durch das Land. Das Wetter tat sein Übriges dazu, so dass sich Deutschland vier Wochen lang einem

berauschenden Fest hingab. Aber nicht nur das deutsche Selbstbild erfuhr eine signifikante Aufwertung – auch das Ausland fühlte sich „zu Gast bei Freunden“. Die große Identifikation mit der Nationalmannschaft wurde durch ein signifikantes Interesse an der Kultur der anderen Nationen flankiert. Empirische Analysen zum Deutschlandbild im Ausland kamen zu dem Ergebnis, dass die Weltmeisterschaft die Reputation Deutschlands in der Welt positiv

beeinflusst hat.¹ Wer in dieser Zeit noch vor nationalem Überschwang warnte, hatte einen schweren Stand. Die vormals leicht zu besetzende Rolle der nationalen Cassandra war nicht mehr gefragt.

Parallel zur Fußballweltmeisterschaft setzte eine Diskussion über einen vermeintlich neuen Patriotismus in Deutschland ein.² „Deutschsein“ war im Sommer 2006 wieder „in“, sich zum eigenen Land zu bekennen, war fast eine Selbstverständlichkeit geworden. Der Begriff „Patriotismus“ galt nicht länger als ungeliebtes Fremdwort, das aus dem deutschen Sprachgebrauch vollständig verschwunden schien. Wie ist das in Anlehnung an Bern 1954 titulierte „Wunder von Berlin“³ zu erklären? Wie lässt es sich rückblickend einordnen und bewerten?

WELTMEISTERSCHAFT ALS GESELLSCHAFTLICHES BRENNGLAS

Von einem schwarz-rot-goldenen „Wunder“ kann keine Rede sein. Wunder sind kein Menschenwerk, sondern Zeichen göttlichen Waltens beziehungsweise göttlicher Güte. Auch wenn der Himmel während der WM heiter und der Fußballgott der deutschen Mannschaft überaus wohlwollend gesonnen war, so handelte es sich keineswegs um ein unerklärliches Vorkommnis. Im Gegenteil: Die unbefangene Identifikation mit der eigenen Nationalmannschaft wurzelte in einer grundsätzlich veränderten Einstellung der Deutschen gegenüber ihrem Gemeinwesen. Was waren die Gründe hierfür?

Eckhard Fuhr hat in verschiedenen Publikationen das „Ende der Nachkriegszeit“ als das „Leitmotiv“ der Regierung Schröder bezeichnet.⁴ Mit Rot-Grün übernahmen Repräsentanten der 68er-Generation Verantwortung für ein Gemeinwesen, an dessen Liberalität sie lange Zeit Zweifel geäußert hatten. Große Teile der Bevölkerung schlugen einen verantwortungsethischen Weg ein, der, noch unter Helmut Kohl als gefährlicher Sonderweg beargwöhnt, heute weitgehend unumstritten ist – sei es der „deutsche Weg“ im Irak-Konflikt, sei es die Aufwertung des Gedenkens an den 20. Juli 1944 durch die Einführung des Rekrutengelöbnisses vor dem Reichstag, sei es der deutlich unverkrampftere Umgang mit Begriffen wie „deutsche Nation“ und „deutsches Interesse“. Gerhard Schröder, der als erster Bundeskanzler an den Gedenkfeierlichkeiten zum „D-Day“ in der Normandie teilnahm, schuf mit seinem Regierungsstil, vermutlich unbeabsichtigt, zugleich einen Teil der Voraussetzungen für einen unverkrampfteren Umgang mit nationaler Symbolik, wie er sich bei der Weltmeisterschaft 2006 manifestierte.

Auch die zuvor kontrovers geführten Diskurse um „Leitkultur“ und „Multikulturalismus“ spielten eine Rolle. Der ehemalige Bundestagspräsident Norbert Lammert hat dieser Debatte behutsam neue Impulse verliehen. Mitte der 2000er-Jahre schien es gesellschaftlicher Konsens zu sein, dass

gerade eine multikulturelle Gesellschaft einer gemeinsamen kulturellen Leitidee bedürfe. Dies forderten Intellektuelle mit Migrationshintergrund wie Seyran Ateş, Feridun Zaimoglu oder Zafer Şenocak ebenso wie später auch Renate Künast, die angesichts „jahrzehntelang verdrängter Integrationsprobleme“ in Deutschland einräumte, „der Grundbestand an Regeln und geteilten Überzeugungen“ einer Gesellschaft könne „nicht nur aus Paragraphen bestehen“.⁵ Dieser Diskurs kann als ein weiterer Erklärungsfaktor dafür herangezogen werden, warum auch mancher Fußballfan mit Migrationshintergrund sein Gesicht in Schwarz-Rot-Gold geschminkt hatte.

Es zeigt sich also, dass keinesfalls erst die WM 2006 das veränderte Verhältnis der Deutschen zur eigenen Nation hervorgebracht hatte, über das sich so mancher Feuilletonist verwundert die Augen rieb. Das Fußballfest wurde lediglich zur katalysierenden Projektionsfläche für ein sich im Wandel befindendes Deutschlandbild. Die WM wirkte gleichsam wie ein gesamtgesellschaftliches Brennglas, das Entwicklungen bündelte, die auf Verschiebungen im politisch-kulturellen Bewusstsein der „Berliner Republik“ verweisen.⁶

UNSCHÖNE BLÜTEN

Wie stellt sich diese Situation nun heute, im Jahr 2018, vor der Weltmeisterschaft in Russland dar? Deutschland hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Das positive Stimmungsbild des WM-Sommers zur Mitte der 2000er-Jahre ist in zweierlei Hinsicht eingetrübt worden: Einerseits verdichteten sich die Hinweise, dass bei der Vergabe der WM an Deutschland im Jahr 2000 nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Dies ist jedoch eine eher sportpolitische Problematik. Andererseits – und hier geht es um die politische Kultur des Landes insgesamt – relativierte sich das Stimmungsbild dadurch, dass der entspannte und entkrampfte Umgang mit der eigenen nationalen Identität in den vergangenen Jahren unschöne Blüten getrieben hat.

Die im Oktober 2014 gegründete Pegida-Bewegung („Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“) instrumentalisierte Begriffe wie „Patriotismus“ gezielt für fremdenfeindliche und völkisch-chauvinistische Agitationen. Zudem ist mit der „Alternative für Deutschland“ (AfD), die sich zunächst als kritisches Korrektiv zur Eurorettungspolitik verstanden hatte, sich dann jedoch im Zuge der Flüchtlingsherausforderung zu einer rechtspopulistischen Kraft mit teilweise extremistischem Charakter transformierte, erstmals eine politische Partei rechts von der Union in den Deutschen Bundestag eingezogen, die mehrheitlich geschichtsrevisionistische, chauvinistische, in Teilen auch offen rassistische Positionen vertritt. Diese Tatsache lässt sich ebenso als größte parteipolitische Zäsur der Nachkriegsgeschichte wie auch als Normalisierung mit Blick auf die westeuropäischen Demokratien insgesamt deuten.

Die politische Kultur steht damit vor neuen Herausforderungen. Es scheint jedoch wenig angemessen, gleichsam den Untergang des Abendlandes auszurufen. Die Herausforderung kann und sollte konstruktiv angenommen werden. Es liegt nun an allen ernsthaften Demokraten, die Populisten und Vereinfacher zu entzaubern, zu zeigen, dass ihre Konzepte nicht zukunftsfähig, sondern rückwärtsgewandt sind. Dies ist eine wichtige Aufgabe, nicht nur für die etablierte Politik, sondern auch für die Wissenschaft, für die Schulen, für die politische Bildung und nicht zuletzt für die Zivilgesellschaft.

Gerade in einer solchen Gemengelage kann ein sportliches Großereignis wie eine Fußball-WM im politisch-kulturellen Bereich produktive Dynamiken entfalten. Das Sommermärchen 2006 war in dieser Form einzigartig. Es war gerade die Ungezwungenheit und Spontaneität dieser vier Wochen, die die WM 2006 für die feiernden Zeitgenossen zu einem unvergesslichen Erlebnis haben werden lassen. Jeder Versuch, dieses Erlebnis zu kopieren, muss krampfhaft wirken und ist somit zum Scheitern verurteilt. Sicherlich wird auch im kommenden Fußballsommer wieder ordentlich gefeiert, und die Festivitäten werden mit jedem Sieg der deutschen Mannschaft größere Ausmaße annehmen. Das Abschneiden der Nationalelf in der WM-Qualifikation und beim Confed Cup gibt jedenfalls Anlass zu Optimismus. Aber darauf kommt es im Kern nicht an. Aus der Perspektive des Fußballfans ist nichts dagegen einzuwenden, ein diffuses patriotisches Grundgefühl zur Unterstützung der eigenen Mannschaft einzusetzen – aus der staatsbürgerlichen Perspektive gilt es jedoch anzumahnen, dass sich Patriotismus darin nicht erschöpft. Die Feierkultur und der sportliche Erfolg waren aus der Perspektive des Citoyens nicht das Entscheidende im Sommer 2006. Entscheidend war vielmehr, dass erstmals vor aller Augen – sowohl der Deutschen als auch der Welt – ein heiterer und fröhlicher Umgang mit der eigenen Nation zu beobachten war, der nicht in Ressentiments gegenüber Anhängern anderer Nationen umschlug. Eine ähnlich gelagerte, praktizierte und gelebte Toleranz könnte es auch in diesem Sommer wieder geben – gerade in Zeiten von Pegida und AfD.

JÉRÔME, ZIEH BEI UNS EIN!

Denn insbesondere der Sport birgt enormes Integrationspotenzial. Bei einem sportlichen Turnier wird eine Konkurrenz zwischen verschiedenen Nationen im Geiste der vom Sport vorgegebenen Regeln ausgetragen, die auf dem wechselseitigen Respekt der teilnehmenden Mannschaften und ihrer Anhänger gründen. Anstatt den mahnenden Zeigefinger zu erheben und die Gefahr des wieder erstarkten deutschen Nationalismus an die Wand zu malen, lässt sich das neuerliche Großereignis auch affirmativ als Chance für die Integrationsfähigkeit und den Selbstvergewisserungsprozess des Gemeinwesens begreifen.

Ein gutes Beispiel in diesem Zusammenhang war die „Nachbar-Debatte“ um Jérôme Boateng im Vorfeld der vergangenen Europameisterschaft. Auf die Aussage des AfD-Politikers Alexander Gauland, jemanden wie Jérôme Boateng, dessen Vorfahren aus Ghana stammen, der aber in Berlin geboren wurde und aufwuchs, wolle man nicht zum Nachbarn haben, folgte im Internet eine massenhafte Solidarisierung mit dem Nationalverteidiger. Im Stadion wurden Plakate mit dem Slogan „Jérôme, zieh bei uns ein“ geschwenkt. Eine kleine Randepisode – ohne Zweifel –, die jedoch symbolhaft für das im Sport schlummernde Integrationspotenzial steht.

Warum sollte man den Sport daher nicht als Vehikel für den Diskurs über einen zukunftsfähigen „Patriotismus 2.0“⁷ nutzen? In diesem Sinne dürfen wir uns hoffentlich auf eine sportlich erfolgreiche und spannende gesellschaftliche Diskurse anstoßende WM freuen.

¹ Vgl. Saskia Brauer / Gernot Brauer: „Was ist bloß los mit den Deutschen? Die Fußball-WM 2006 und das Deutschlandbild in der Welt“, siehe http://de.fifa.com/mm/document/afmarketing/marketing/sport3_57408.pdf.

² Vgl. zum Gesamtkontext Volker Kronenberg: Patriotismus in Deutschland. Perspektiven für eine weltoffene Nation, 3. Auflage, Wiesbaden 2013.

³ So etwa Johannes Urban: „Das ‚Wunder von Berlin‘ – Was Deutschland aus der WM-Erfahrung lernen sollte“, in: Die Politische Meinung, Nr. 442/2006, S. 71–75.

⁴ Vgl. Eckhard Fuhr: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 1–2/2007, S. 4.

⁵ Vgl. Norbert Lammert (Hrsg.): Verfassung, Patriotismus, Leitkultur. Was unsere Gesellschaft zusammenhält, Hamburg 2006, S. 129.

⁶ Vgl. Manuel Becker / Volker Kronenberg: „Sommermärchen reloaded? Die Fußball-Weltmeisterschaften 2006 und 2010 im Lichte eines neuen Patriotismus“, in: MUT. Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Nr. 513/2010, S. 22–32.

⁷ Vgl. Volker Kronenberg: Patriotismus 2.0. Gemeinwohl und Bürgersinn in der Bundesrepublik Deutschland, München 2010.

„La Mannschaft“

Eloge eines Schweizer Bewunderers

DOMINIQUE EIGENMANN

Geboren 1967 in Sankt Gallen (Schweiz),
Deutschland-Korrespondent des
Zürcher „Tages-Anzeiger“ in Berlin.

Ich bin in den 1970er-Jahren auf der Schweizer Seite des Bodensees aufgewachsen. Schon als Junge fieberte ich mit der deutschen Fußballnational Elf mit, eine für die damalige Zeit ungewöhnliche, ja zweifelhafte Wahl. Der große Nachbar war, ein Vierteljahrhundert nach dem Krieg, noch immer eher gefürchtet als beliebt.

Für die gloriosen Beckenbauer-Jahre zwischen 1970 und 1976 war ich zu jung, aber pünktlich zur WM 1978 in Argentinien wurde ich ein unbedingter Anhänger

der deutschen „Elf“. Es folgten an Titeln recht erfolgreiche, fußballerisch gesehen aber dürftige Jahre und Jahrzehnte. Mein Held war Paul Breitner, der Revoluzzer und geniale Antreiber im Mittelfeld. Aber die Wahrheit des deutschen Spiels jener Zeit hieß eher Jupp Derwall, Hans-Peter Briegel, Manfred Kaltz, Horst Hrubesch oder Felix Magath. Grimmige, von Ehrgeiz verzerrte Gesichter, stämmige Ungeheuer – Krieger wie aus dem Ring des Nibelungen.

Für sie wurde das Wort „Rumpelfußball“ erfunden, und niemand konnte ihnen darin das Wasser reichen. Die Deutschen wurschtelten sich durch die Turniere, am Ende lag der Ball irgendwie im Tor. 1:0 war ja auch ein Sieg. Brasilianer

mochten für ihre Spiellust bewundert und geliebt werden, Holländer für ihre weltgewandte, fröhliche Kreativität, die Franzosen für ihr artistisches Flair, die Italiener für ihre bessere Art, zu leben (wenn schon nicht für das bessere Fußballspiel). Die Deutschen hingegen beeindruckten nur durch ihre preußischen Sekundärtugenden: Kampfkraft, Fleiß, eiserner Wille, Disziplin, unbedingter Glaube an den Sieg. Im Ausland nannte man sie Panzer. Es war nicht nett gemeint.

ENDE DER PREUSSISCHEN TUGENDEN

Ich blieb ihr Fan, trotz allem. Die Siege bescherten mir Freude, wenn auch das Spiel meist schwer zu wünschen übrig ließ. Als sich in den 1990er-Jahren, nach jahrzehntelanger Abwesenheit, die Schweizer Fußballer wieder einmal für große Turniere qualifizierten, war ich emotional nicht mehr auf Gedeih und Verderb von den Deutschen abhängig. Anfang der 1990er-Jahre studierte ich zudem in Paris, verliebte mich in *Les Bleus* und machte sie – fanmässig – zu meiner Mätresse. Das traf sich gut, denn die Elf von Zinedine Zidane prägte die Jahre um das Millennium mit gleichermaßen hinreißendem wie trophäenreichem Spiel.

So überbrückte ich die letzten Jahre, während derer die deutsche Nationalelf noch dem Bild entsprach, das die Welt von Deutschland hatte. Die Wende kam mit einem blonden Sonnyboy, in einem Sommermärchen. Jürgen Klinsmann schoss ab 2004 den deutschen Fußball mit Verve in die Zukunft. Die Weltmeisterschaft im eigenen Land, in vier vom Sommer ver-

wöhnten Wochen des Jahrs 2006, geriet zum Rausch. Die deutsche Elf gewann zwar nicht den Titel (den holten die abgezockten Italiener), aber sie war mit ihrem zuversichtlichen, offensiven, spektakulären Spiel als Dritte die Entdeckung des Turniers. Auf einmal strahlten deutsche Fußballer Freude aus statt Ehrgeiz, waren fröhlich statt verkrampt, verspielt statt zynisch.

Wie aus dem Nichts avancierte die deutsche Elf zum Champion der Herzen, weit über den Kreis ihrer deutschen Anhänger hinaus. Auch in Schweizer Kneipen tauchten von da an immer häufiger Fans mit deutschen Trikots auf: auffallend oft junge Frauen, die Schweinsteiger, Podolski oder Boateng hip und sexy fanden.

FEIERN, ALS OB ES KEIN MORGEN GÄBE

Noch wunderlicher als jene sommerliche Metamorphose des deutschen Fußballs war, dass diese auch die deutschen Gastgeber wie durch Zauberkraft verwandelte. Verblüfft konstatierte die Welt, dass Deutschland sich kollektiv entkrampfte. Auf einmal begeisterte auf Rängen und Straßen nicht mehr nur die Leidenschaft der Iren und Niederländer, sondern auch die der Deutschen, die unversehens feierten, als ob es kein Morgen gäbe. In dem Land, in dem Patriotismus jahrzehntelang verfemt oder zum abstrakten Verfassungsbewusstsein gefroren gewesen war, brach sich auf einmal unverkrampfter Nationalstolz Bahn. Hymnen wurden gesungen, schwarz-rot-goldene Fahnen geschwenkt, so unschuldig wie selbstverständlich. Die Welt rieb sich die Augen –

und freute sich mit. Der Fußball erwies, dass Deutschland aus der wirtschaftlichen und mentalen Depression, in der Helmut Kohls Ära geendet hatte, herausgefunden hatte. Es erfreute sich einer neuen Stärke, die nicht durch Wille und Disziplin, sondern durch Leichtigkeit und Entspannung bestach.

Dieser Moment hätte folgenlos verglühn können – stattdessen bildete er den Beginn einer Ära. Dafür sorgte nicht Klinsmann, sondern sein einstiger Assistent Joachim Löw, der diesen nach dem Sommermärchen als Trainer ablöste. Nie spielte die deutsche Elf erfolgreicher als unter ihm, fünfmal hintereinander erreichte sie bei Welt- oder Europameisterschaften wenigstens das Halbfinale. Im Unterschied zu den meisten seiner Vorgänger begeisterte die Elf nun jedoch nicht nur mit Resultaten, sondern mit modernem, einfallsreichem, mutigem Stil. Hatte sie früher aus keiner Chance ein Tor erzielt, kreierte sie nun so viele Chancen, dass es nicht weiter ins Gewicht fiel, wenn nicht jeder Schuss im Tor landete. Selbst gelegentliche Niederlagen, etwa gegen die miraculöse Generation der Spanier, fühlten sich weniger schmerzhaft und enttäuschend an als früher. Denn wie hatten uns „Jogis Jungs“ doch unterhalten!

Der Weltmeistertitel von 2014 vollzog in diesem Sinne nicht nur die Apotheose einer begabten Generation, sondern die eines Stils. Im Mutterland der Fußballkunst, Brasilien, siegte das modernste und zugleich brasilianischste Team seiner Zeit: Deutschland 7 : 1 gegen Brasilien, so hieß das Wunder im Halbfinale, 1 : 0 gegen Lionel Messi Argentinien im Finale. Mit dem Titel war auch das historische Versäumnis behoben, dass das schönste Spiel nicht zugleich das erfolgreichste gewesen war.

Im Unterschied zu den meisten großen Mannschaften steht bei den Deutschen nicht ein Star im Zentrum, sondern das Team. Müsste ich gleichwohl eine Person herausheben, wäre es kein Spieler, sondern der Trainer.

FLUIDUM VON ELEGANZ UND RAFFINESSE

Stellt man Joachim Löw in die Reihe der deutschen Nationaltrainer, wirkt er wie das blanke Gegenteil von Helmut Schön, Berti Vogts oder Rudi Völler. Statt in ausgebeultem Trainingsanzug steht er stets elegant und lässig an der Seitenlinie, in eng geschnittenen Hemden oder Rollkragenspullovern, ein charmanter, intellektueller, moderner Mann mit entschieden metrosexueller Ausstrahlung. Er macht Werbung für Hautcreme, schlürft hingebungsvoll Espresso und geht im Kanzleramt wie selbstverständlich ein und aus. Dieser Mann macht, was ihm Spaß macht, ganz ungeniert. Die Aura, die ihn umgibt, prägt auch seinen Fußball: als Fluidum von Eleganz, Schönheit, Coolness und Raffinesse.

Müsste ich einen von Löws Fußballern nennen, der den Kontrast zu den alten deutschen Tugenden am dramatischsten verkörpert, wäre es Mesut Özil, Kind türkischer Einwanderer aus dem Ruhrpott. Der schüchterne, schwächliche Mittelfeldspieler blickt immer etwas verschlafen, verträumt oder traurig daher und wirkt eher wie ein melancholischer Künstler als ein Sieger. Auf dem Rasen aber schüttelt er die genialen Pässe aus dem Fußgelenk, dass Gegnern und Zuschauern die Kiefer herunterklappen.

Oder Jérôme Boateng, in Berlin aufgewachsener Sohn eines Afrikaners, Innenverteidiger mit dem Körper eines Preisboxers und einem Faible für Mode, Brillen, Ohrschmuck und Design. Er ist nicht nur ein Abwehrbollwerk, sondern eine Stilikone. Als ein Politiker der „Alternative für Deutschland“ pöbelte, einen Schwarzen wie Boateng fänden die Deutschen vielleicht auf dem Fußballfeld okay, als Nachbarn aber eher weniger, solidarisierte sich über Nacht fast das ganze Land mit ihm.

DER STAR IST DIE MANNSCHAFT

Stilbildend sind auch die Bayern-Profis Philipp Lahm, Manuel Neuer und Thomas Müller: Lahm als langjähriger Kapitän, dessen Spielintelligenz selbst Trainergenie Pep Guardiola verblüffte. Müller als unergründlicher Raumdeuter im Sturm, der nach dem Spiel als fröhlicher Fußballphilosoph amüsiert. Neuer als geschmeidiger Riese im Tor, der zur Not auch Libero kann, wenn ihn seine stürmenden Hinterleute im Stich lassen. Schließlich Toni Kroos: ein herausragend präzises fußballerisches Uhrwerk, das Spiele strukturiert wie kaum ein anderes.

Andere Namen ließen sich nennen, aber die Aufzählung verfehlte, wie gesagt,

den Kern: Der wahre Star ist „La Mannschaft“, wie sich die Elf vor der Europameisterschaft 2016 in Frankreich gleich selbst titulierte. Das deutsche Kollektiv ist unter Löw erheblich leistungsfähiger als die Summe seiner Teile, das Ensemble nicht nur eine Tatsache, sondern eine Philosophie: Teamwork ohne Eifersüchteleien, Konsens ohne Einheitsdenken, Fairplay ohne Aufhebens, Selbstbewusstsein ohne Überheblichkeit, Zuversicht ohne Naivität, lauten ihre Tugenden. Einwanderersöhne spielen in dieser Elf als Gelsenkirchener und Berliner ganz selbstverständlich neben Stuttgartern und Greifswaldern, sie ergänzen deren Instinkte und Talente.

Die deutsche Nationalelf wurde in der Ära von Angela Merkel, die vielleicht nicht ganz zufällig mit jener von Joachim Löw zusammenfällt, zum Symbol eines Deutschland, das zu einer selbstbewussten, aber entspannten Macht gereift ist. Seine Kraft liegt in der Mitte, dem Gemeinsinn und dem Maß, zugleich brilliert es mit Beweglichkeit, Kreativität und weltoffener Neugier. Während Deutschlands Volkswirtschaft zum Exportweltmeister aufstieg, wurde sein Fußball selbst zu einem imagerächtigen Ausfuhrschlager. „La Mannschaft“ hat dabei und en passant auch die Vorstellung verwandelt, was überhaupt als deutsch gelten kann. Die Metamorphose ist noch nicht beendet.

Ein schmaler Grat

Über Kirche und Politik aus Anlass des 101. Deutschen Katholikentages in Münster

KARLIES ABMEIER

Geboren 1953 in Münster, Leiterin Team Religions-, Integrations- und Familienpolitik, Hauptabteilung Politik und Beratung, Konrad-Adenauer-Stiftung.

Vom 9. bis 13. Mai 2018 findet in Münster der 101. Deutsche Katholikentag statt. In der Stadt des Westfälischen Friedens werden hundert Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs unter dem Leitwort „Suche Frieden“ Zehntausende ihren Glauben feiern und über kirchliche, gesellschaftliche und politische Themen diskutieren.

Katholikentage blicken auf eine lange Tradition zurück. Die ersten – damals noch als Generalversammlungen der katholischen Vereine Deutschlands bezeichnet – waren Zusammenkünfte mit klarer politischer Ausrichtung. In der Zeit nach der Revolution von 1848/49 ging es um Religionsfreiheit und um die soziale Frage. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden Katholikentage zu Plattformen für Abgeordnete der katholischen Zentrumsparlei. Man sprach gar von der „Heerschau“ oder dem „Herbstmanöver“ des politischen Katholizismus. Von diesen Ursprüngen ist

nur die Grundidee geblieben. Mit der Pluralisierung der Gesellschaft und der damit verbundenen Auflösung des katholischen Milieus wandelte sich die Ausrichtung der Katholikentage.

Heute will das Treffen auf die Vielfalt des katholischen Lebens reagieren. In einem breit gefächerten spirituellen Programm, besonders auch für Jugendliche, in Präsentationen der Organisationen und Vereinigungen auf der „Kirchenmeile“ sowie in gesellschaftlichen und politischen Vorträgen und Podien sollen sich Menschen mit unterschiedlichen Interessen wiederfinden. Anknüpfend an ältere Traditionen sendet die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, die dem Katholikentag zeitlich unmittelbar vorausgeht, jedoch ergänzend zu dem Glaubensfest mit geistlich-liturgischen Elementen einerseits und Diskussionsveranstaltungen zu Themen aus Gesellschaft und Politik andererseits seit einigen Jahren wieder eine politische Botschaft.

Der politische Charakter der Katholikentage spiegelt sich in dem Interesse der Öffentlichkeit und der politischen Amtsträger wider. In jüngerer Vergangenheit besuchten der jeweilige Bundespräsident und die Bundeskanzlerin – soweit es deren Terminkalender zuließ – die Katholikentage. Dies gilt in gleicher Weise für die Deutschen Evangelischen Kirchentage, die alle zwei Jahre im Wechsel mit den Katholikentagen stattfinden. Auf den Christentreffen wirken regelmäßig Ministerinnen und Minister aus Bund und Ländern auf den Podien mit und stellen sich der politisch interessierten Öffentlichkeit.

Auch wenn das Gespräch von Bundeskanzlerin Angela Merkel mit dem ehemaligen US-Präsidenten Barack Obama vor dem Brandenburger Tor während des

Evangelischen Kirchentags 2017 teilweise als Wahlkampf gedeutet wurde, ist dennoch zu fragen, welche politische Wirkung diese Großveranstaltungen haben und welche Rolle die Kirche(n) für und in der Politik spielen.

NACHLASSENDE PRÄSENZ?

Verglichen mit der großen öffentlichen Präsenz der Kirchen in der unmittelbaren Nachkriegsphase, als sie nach der Unrechtsherrschaft des Nationalsozialismus als moralisch weitgehend intakte Organisationen galten, wird ihnen heute oft ein dramatischer Verlust ihrer Anziehungskraft attestiert. Jedes Jahr werden die zurückgehenden Zahlen an Kirchenmitgliedern veröffentlicht. Ende 2016 machten die Mitglieder der großen Kirchen, der früheren „Volkskirchen“, nur 55 Prozent der Bevölkerung aus. 1951 waren es noch 96,4 Prozent in der Bundesrepublik. Zu Beginn des Jahres 2018 verbreitete sich die Nachricht, dass sich in Berlin nur noch ein Viertel der Bevölkerung einer der großen Kirchen zugehörig fühle. Dazu passen Umfragen, die untersuchen, was Glaube und Religion für den Einzelnen bedeuten: Laut infratest dimap messen 63 Prozent Religion und Glauben geringe oder keine Bedeutung für ihr Leben zu.¹ Hinzu kommt die Beobachtung, dass die Menschen nur wenig Vertrauen in die Kirchen setzen. Dabei fällt eine Diskrepanz zwischen dem Ansehen der sogenannten Amtskirche und dem ihrer Organisationen wie etwa der Caritas auf, die Teil der katholischen Kirche ist.²

Das nicht zuletzt medial vermittelte schlechte Ansehen – auch Folge von

finanziellem Missmanagement und Missbrauchsskandal – kontrastiert mit einer starken institutionellen Stellung der Kirchen und mit dem hohen ehrenamtlichen Engagement ihrer Mitglieder. Nicht erst in Krisensituationen wird der große Anteil deutlich, den Christen zum Zusammenhalt der Gesellschaft beitragen. Besonders vielfältig sind die Aktivitäten auf dem sozialen Sektor. Diakonie und Caritas, die beiden Wohlfahrtsverbände der großen Kirchen, sind als Antwort auf die sozialen Missstände im 19. Jahrhundert entstanden. Aus christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit nahmen sich Einzelpersonen und Vereinigungen der von Verelendung bedrohten Industriearbeiter und ihrer Familien an. Heute bilden diese aus vielen Initiativen gewachsenen Einrichtungen einen wichtigen Teil des Sozialsystems, dessen Vielfalt sie mit ihrem Angebot an Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen, Jugendhilfe, Seniorenbetreuung und Beratungsstellen garantieren.

Auch im Bildungsbereich spielen kirchliche Akteure eine wichtige Rolle. Das gilt etwa für die konfessionell getragenen Kindertagesstätten. Dort kann ein Grundstock an Kenntnissen über religiös motiviertes Handeln und Werthaltungen gebildet werden. Exemplarisch mag dafür die Geschichte des Heiligen Martin stehen, der seinen Mantel mit dem Armen teilte. Wenn an dieses Beispiel christlicher Nächstenliebe mit einem Laternenumzug erinnert wird, ist das nicht nur bei christlichen, sondern auch bei kirchenfernen und religiös anders geprägten Eltern ein gern gesehenes Brauchtum. Einen ähnlichen Auftrag erfüllen Schulen in konfessioneller Trägerschaft. Sie erfreuen sich – allen Negativschlagzeilen zum Trotz – eines ungebrochenen Zulaufs.

Ehrenamtliches Engagement ist vielfältig und wird oft weder von Akteuren noch von Beobachtern als kirchlich geprägt wahrgenommen. Es reicht von der Nachmittagsbetreuung in Schulen und dem Betrieb von Kleiderstuben über Tätigkeiten in Eine-Welt-Initiativen bis zur Mitwirkung in kulturellen Arenen wie Singen in Chören und Ausstellungsbegleitungen.

Eine jüngere Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach zeigt darüber hinaus, dass viele Menschen die christlichen Wurzeln Deutschlands schätzen, auch wenn sie selbst zu deren Pflege nicht aktiv beitragen. Obwohl die Zustimmung zu den Glaubenssätzen abgenommen hat und auch die Kirchenmitglieder nur noch unregelmäßig einen Gottesdienst besuchen, sagt mit 56 Prozent eine größere Zahl als vor fünf Jahren, dass Deutschland in der Öffentlichkeit seine christliche Prägung zeigen solle.³

ANWALT DER BENACHTEILIGTEN

Doch lassen sich die Kirchen nicht auf einen sozial-karitativen Reparaturbetrieb beschränken, sondern sie erheben auch einen anwaltlichen Anspruch. Sie wollen sich für die Armen und Benachteiligten einsetzen, die sich nicht organisieren und ihre Interessen nicht selbst vertreten können. Denn es geht nicht nur darum, Not zu lindern, sondern auch die Ursachen für die Notlagen zu benennen und Abhilfe zu fordern beziehungsweise Alternativen zu entwickeln. Vor diesem Hintergrund sind Kirchenvertreter Partner für Politiker und staatliche Organe. Sie werden zu Anhörungen eingeladen und in Gremien berufen.

Besonders wenn es um Orientierung in ethischen Grundsatzfragen geht, ist der Rat theologisch versierter Persönlichkeiten gefragt. Teilweise sind die Wege der Konsultationen institutionalisiert, wie etwa die Berufung von Kirchenvertretern in Rundfunkräte. Teilweise hängt es vom Thema ab, wie kirchliche Repräsentanten einbezogen werden, zum Beispiel im Nationalen Ethikrat. Die Kirchen erscheinen hier als eine Wertegemeinschaft, die Leitlinien zur Orientierung in ethischen Fragen formulieren kann.

An ihren Voten scheiden sich jedoch die Geister. Je nach politischer Ausrichtung wird man ihre Aussagen für zielführend oder irreleitend halten. In vielen Fällen rufen sie Widerspruch hervor. Die Wirkung der Einlassungen hängt im Wesentlichen davon ab, in welchem Kontext sie geäußert werden und wer mit welcher Autorität und Verbindlichkeit spricht.

Nicht nur in seiner sozialen, sondern besonders in seiner anwaltlichen Funktion ist christlicher Glaube politisch. „Wir können nicht von Gott sprechen, ohne vom Menschen zu sprechen“, so der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki.⁴

Als Beispiel einer gelungenen Verbindung von Glaubensverkündigung mit der Verbreitung sozialpolitischer Botschaften und sozialer Praxis erinnert Reinhard Kardinal Marx an den „Sozialbischof“ Wilhelm Emmanuel von Ketteler: „Irdisches Wohl und ewiges Heil sind nicht zu trennen, sondern aufeinander zu beziehen. Deshalb: Christ sein heißt politisch sein!“⁵ Es könne keine Trennung zwischen Spiritualität und Weltverantwortung geben. „Mystik und Politik gehören zusammen. Mystik ist keine Weltflucht und Politik keine Glaubensflucht.“ Mit dieser prägnanten Synthesebildung macht er klar,

dass der Glaube keine Privatsache ist, sondern sich in der Zuwendung zum Nächsten äußert. Das Evangelium lenkt die Aufmerksamkeit auf die Not der Mitmenschen und schärft den Blick für Gerechtigkeit.

POLITIK MÖGLICH MACHEN

Aus der Bibel lassen sich jedoch keine konkreten Handlungsanweisungen für die Gegenwart ableiten. Die biblischen Texte können keine Rezepte für den politischen Alltag liefern, sondern nur Grundsätze und Maßstäbe aufstellen, an denen sich Politiker ausrichten können. Denn – wie Papst Franziskus schreibt – „weder der Papst noch die Kirche haben das Monopol für die Interpretation der sozialen Wirklichkeit oder einen Vorschlag zur Lösung gegenwärtiger Probleme“ (*Evangelii Gaudium* 184).

In diesem Sinn ist auch der oft zitierte Satz aus dem Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Deutschen Bischofskonferenz von 1997 *Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit* zu verstehen: „Die Kirchen wollen nicht selbst Politik machen, sie wollen Politik möglich machen.“ Das heißt, sie wollen Richtlinien setzen, aber keine weiteren Sachverständigengutachten liefern. Es geht um Wertorientierung, die dem Wohlergehen aller dient. Diesem Ziel sind die Denkschriften der EKD wie auch die päpstlichen Rundschreiben, die Verlautbarungen der Deutschen Bischofskonferenz und die Stellungnahmen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken verpflichtet. Sie sind sich bewusst, dass sich konkrete politische Maßnahmen nicht aus dem (christlichen) Glauben ableiten lassen.

Selbst wenn auf der Grundlage sozialetischer Wertentscheidungen konkrete politische Forderungen aufgestellt werden, bleibt das Bewusstsein für die Eigengesetzlichkeit von Politik und Religion bestehen. In der Politik geht es um Kompromisse und pragmatische Regelungen, die vorläufig sind und über die in demokratischen Gesellschaften abgestimmt werden muss. Demgegenüber steht das Ziel von Religion, den Sinn des Lebens und den Weg zum transzendenten Heil zu erschließen, das der Wahrheit verpflichtet ist. Das Zweite Vatikanische Konzil gesteht den vorletzten Fragen in Abgrenzung von den letzten Fragen die „Autonomie der irdischen Wirklichkeiten“ (*Gaudium et Spes* 36) zu. Für die jeweiligen politischen Sachprobleme werden Experten zu Rate gezogen, die die Materie verstehen und sich ein Urteil bilden können. Dabei ist es nötig, die jeweiligen Fachsprachen zu übersetzen und einer Allgemeinheit zugänglich zu machen.

WIE POLITISCH DARF EINE PREDIGT SEIN?

Als Foren eines solchen interdisziplinären Austausches dienen Symposien, Anhörungen und auch Podien auf Katholiken- und Kirchentagen. Experten verschiedener Professionen können ihre Fachkenntnisse mit den ethischen Erkenntnissen und politischen Realitäten messen und eine gemeinwohldienliche Perspektive entwickeln. Nicht religiöse Autorität darf ins Spiel gebracht werden, sondern die religiös fundierten Argumente sind so vorzutragen, dass sie in einer pluralistischen und säkularen Öffentlichkeit verstanden

werden, zum Nachdenken anregen und damit Entscheidungen vorbereiten können. Die Gefahr eines Übergewichts theologisch begründeter politischer Positionierung tritt leicht bei Predigten ein. Niemand kann widersprechen. Durch die Kanzel wird dem Inhalt eine besondere Autorität zuerkannt. Wie politisch darf eine Predigt sein?

In teilweise polemischer Zuspitzung spielen Kritiker in Predigtäußerungen über Windenergie und Grüne Gentechnik gegenüber Bekenntnissen zur Heilsbotschaft aus. Politische Einlassungen bergen die Gefahr, parteipolitisch missverstanden und als Indoktrination gedeutet zu werden. Deswegen sollten Predigten sich nicht in tagespolitische Detailfragen einmischen. Sie dürfen eine Gemeinde nicht spalten. Gleichzeitig sollten sie jedoch nicht weit von den Erfahrungen der Gläubigen entfernt sein. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute [...] sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

Dieses Zitat aus der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils fordert eine präzente Zeitgenossenschaft. Wichtige, die Menschen beschäftigende Ereignisse müssen in den Predigten aufgegriffen werden. Das schließt den Trost nach Katastrophen ebenso ein wie den Ausblick am Beginn eines Jahres, der auch die politischen Ereignisse einbezieht. Anderenfalls kann dem Prediger Weltfremdheit und Schweigen da vorgeworfen werden, wo die Kirche die Stimme hätte erheben müssen. Ein positiv aufrüttelndes Beispiel waren 1941 die Predigten des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, gegen die Euthanasie. Demgegenüber ist vielen das Eintreten Papst

Pius' XII. für die Juden nicht explizit genug gewesen.

Auch wenn in Deutschland die Zahl der aktiven Christen rückläufig ist: Religion ist als Faktor von Politik weltweit – spätestens seit den Anschlägen in New York 2001 – wieder ins Bewusstsein gerückt. Religiosität kann die Menschen zum Guten motivieren, sie in der Suche nach Gerechtigkeit und in der Nächstenliebe bestärken. In ihrer fundamentalistischen Ausprägung kann sie sich aber auch zerstörerisch auswirken. Über die Potenziale von Religion, ihren Einfluss auf die Politik und das Leben der Einzelnen sowie über die Wechselwirkung religiöser Inspiration und gelebter Nächstenliebe wird auch auf dem kommenden Katholikentag in Münster diskutiert werden. „Suchet der Stadt Bestes [...] und betet für sie zum Herrn“, schrieb vor 2.700 Jahren der Prophet Jeremias an das jüdische Volk im babylonischen Exil. Dieser Appell des Propheten zu tatkräftigem Engagement und gleichzeitigem Gebet kann den Gegensatz von Spiritualität und Weltverantwortung, von weltferner Innerlichkeit und Mitgestal-

tung des Politischen auflösen. Man darf das eine nicht gegen das andere ausspielen. In ihrem gesellschaftsfördernden Potenzial kann gerade die christliche Religion zu Frieden und Gerechtigkeit beitragen und damit das Leitwort des Katholikentags „Suche Frieden“ mit Leben erfüllen.

¹ infratest dimap: ARD-DeutschlandTREND Morgenmagazin Juni 2017, Bedeutung von Religion/Glaube, www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/gruene-zweifel-am-alleinstellungsmerkmal-umweltpolitik/ [letzter Zugriff: 12.02.2018].

² Medien-Dienstleistung GmbH (Hrsg.): MDG-Milieuhandbuch 2013. Religiöse und kirchliche Orientierung in den Sinus-Milieus, Heidelberg/München 2013.

³ „Deutschen werden christliche Wurzeln wichtiger“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.12.2017, www.faz.net/aktuell/politik/inland/christentum-wird-den-deutschen-immer-wichtiger-15350350.html [letzter Zugriff: 12.02.2018].

⁴ Eva Quadbeck: „Kirchen sind nicht politischer als früher“, in: RP Online, 28.12.2017, www.rp-online.de/panorama/deutschland/koelner-kardinal-rainer-maria-woelki-kirchen-sind-nicht-politischer-als-frueher-aid-1.7290513 [letzter Zugriff: 12.02.2018].

⁵ Kardinal Reinhard Marx: Christ sein heißt politisch sein. Wilhelm Emmanuel von Ketteler für heute gelesen, Freiburg 2011, S. 13.

Wir sind Christdemokraten

Warum der Ruf nach einem Rechtsruck historisch falsch ist

PETER TAUBER

Geboren 1974 in Frankfurt am Main, Historiker, von 2013 bis 2018 Generalsekretär der Christlich Demokratischen Union Deutschlands, Mitglied der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, seit März 2018 Parlamentarischer Staatssekretär bei der Bundesministerin der Verteidigung, Mitglied des Vorstandes der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Eine Haltung zu haben, hinter der eine Idee steht, bedeutet, dass eine politische Partei die Kraft haben muss, an Überzeugungen festzuhalten, auch wenn sie ge-

rade keine Konjunktur haben, und das Richtige zu tun, selbst wenn sich die Zustimmung erst später einstellt. Natürlich gibt es in einer Partei auch immer die Notwendigkeit der Selbstvergewisserung. Hat man noch die richtigen Antworten? Steht man noch für die richtigen Dinge ein? Immer wieder lese ich deshalb Beiträge und Wortmeldungen, die über die Richtung der Christlich Demokratischen Union (CDU) befinden. Schon bei der Fragestellung beginnt der Fehler. Unsere Partei hat keine Richtung, unsere Partei ist die bürgerliche Mitte der Gesellschaft. Und gut jeder dritte Wähler in Deutschland hat

uns übrigens selbst bei einem für unsere Verhältnisse schlechten Ergebnis gewählt.

Konrad Adenauer war pragmatisch, aber er dachte in langen Linien und hatte feste Überzeugungen. „Politische Tageserfolge können im Bewusstsein eines Volkes verblassen. Was aber bleibt und weiterwirkt, ist die Kraft und Geschlossenheit einer Haltung, hinter der eine Idee steht“, hat er seiner Partei auf dem 5. Bundesparteitag in Köln 1954 ins Stammbuch geschrieben.

Das gilt bis heute: Die Idee, von der Adenauer sprach, ist das christliche Menschenbild als Grundlage unseres politischen Handelns. Daraus abgeleitet sind die Soziale Marktwirtschaft als ordnungspolitischer Rahmen, das klare Bekenntnis zu einem geeinten Europa, als dessen Teil sich ein freies und wiedervereinigtes Deutschland versteht, und die Verankerung in der westlichen Wertegemeinschaft mit den USA als wichtigstem Partner. Wer daran zweifelt, der legt die Axt an das, was die CDU ausmacht.

Pragmatisch sein, aber einen Pragmatismus pflegen, der auf festen Überzeugungen wurzelt: So haben Christdemokraten damals gehandelt, und so handeln wir heute – von der Finanz- und Wirtschaftskrise, der Energiewende, der Staatsschuldenkrise in Europa bis hin zu den Entscheidungen in der Flüchtlingspolitik. Damit stehen wir in der Tradition Konrad Adenauers. Wir handeln genauso, wie es unsere Kritiker immer fordern. Wir handeln so, wie eine Partei der bürgerlichen Mitte handeln muss, um unserem Land Führung zu geben.

Das Problem all jener Rufe nach Kurskorrekturen ist anders gelagert: Die Kritiker dieser Entscheidungen machen daraus eine Richtungsdebatte und haben eine

CDU vor Augen, wie es sie nie gab. Diese Kritiker malen sich eine CDU, wie sie ihnen gefällt, und schauen sich nicht die CDU an, wie sie historisch geworden ist oder wie ihre Gründerväter sie schufen. Sie wissen nur wenig über die Ursprünge, die Werte und Haltungen, die die CDU in ihren Anfängen nach 1945 prägten.

DIE DNA DER UNION

Die CDU ist eine Union. Sie versteht sich als eine Partei, die Brücken baut. Es war damals etwas Unerhörtes, Konfessionsunterschiede, Klassenunterschiede und landsmannschaftliche Trennlinien beiseitezuschieben. Für viele war diese Idee seinerzeit ein Grund, die CDU nicht zu wählen. Es brauchte Überzeugungsarbeit, dass die Gründung einer „interkonfessionellen Sammlungsbewegung“, wie der Historiker Frank Bösch die CDU nennt, richtig war. Die Gründung der Partei begann, wie es Eugen Gerstenmaier formuliert hat, „in den Gefängnissen von Tegel“, geprägt durch das Leid, das die Nationalsozialisten über die Welt und unser Vaterland gebracht hatten.

„In der schwersten Katastrophe, die je über ein Land gekommen ist, ruft die CDU aus heißer Liebe zum deutschen Volk die christlichen, demokratischen und sozialen Kräfte zur Sammlung, zur Mitarbeit und zum Aufbau einer neuen Heimat.“ So beginnt der Gründungsauftrag der CDU vom 26. Juni 1945. Genau das ist unsere DNA: Schaffen, Gestalten, Einen. Nicht revolutionär durch Umsturz, wie es früher die Kommunisten und Sozialisten und heute Gegner unserer Verfassungsordnung wie die Alternative für Deutschland (AfD)

wollen, sondern evolutionär durch das Fortentwickeln aus der Mitte unseres Volkes heraus. In Einheit zur Einheit.

Deshalb müssen Christdemokraten die Ersten sein, die der AfD, die unsere Gesellschaft spalten will, entgegentreten. Wer nach Bündnissen mit dieser Partei ruft, deren Spitzenfunktionäre sich ungestraft einer Sprache und eines Denkens wie in den dunkelsten Jahren unseres Volkes bedienen, der hat die Idee der CDU nicht verstanden.

MITTE ALS MISSION

Es ist ahistorisch, zu behaupten, Angela Merkel habe die CDU nach links gerückt. Die „Volkspartei der Mitte“ zu sein, ist unser Anspruch. Dabei sind wir Teil des gesellschaftlichen Wandels und prüfen uns und unsere Positionen. Das tun wir, seit der katholisch-konservative Zentrumsrepublikaner und Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer durch die Erfahrung des Nationalsozialismus zum rheinisch-liberalen CDU-Vorsitzenden und Bundeskanzler wurde. Helmut Kohl sah die CDU ebenfalls in der Mitte. Er hat damals seine Bedenken gegenüber Franz Josef Strauß als Kanzlerkandidaten damit begründet, dass der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht viel eher eine „Politik der Mitte, die die Union immer ausgezeichnet habe, am überzeugendsten vertreten kann“. Er sollte Recht behalten.

Der konservative Publizist Rüdiger Altmann erklärte denn auch, dass die CDU in Zeiten gesellschaftlicher Veränderungen eine besondere Aufgabe habe: „Die Mitte als Mehrheit mobil zu halten, ist die demokratische Mission der Union.“

Das gilt heute mehr denn je. Es bedeutet, dass die Union immer auch die Partei der Veränderung ist. Sie hat dabei nie das christliche Menschenbild und ihre drei zentralen Werte Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität infrage gestellt, aber sie hat es geschafft, zeitgemäße politische Antworten aus diesen Überzeugungen herzuleiten. Anders formuliert: Immer dann, wenn ihr das nicht mehr in ausreichendem Maße gelang, wurde die CDU in die Opposition geschickt. So war es 1998 und bereits Ende der 1960er-Jahre. Und so würde es der CDU ergehen, sollte sie den Rufen nach einem Rechtsruck folgen. Glaubt jemand ernsthaft, man löst die Probleme von heute mit dem sehnsuchtsvollen Blick zurück? Ganz sicher nicht.

UND WEITERHIN: DAS C

Das C ist der Wertmaßstab, den wir an unser Handeln anlegen. Es gibt den Mitgliedern Orientierung. Es ist als Grundsatz für die Politik der Partei auch ein Orientierungsrahmen für Menschen, die dem christlichen Glauben nicht angehören.

Es fällt uns heute schwer, grundsätzlich zu formulieren, was das C für die Partei bedeutet. Konrad Adenauer hat es so beschrieben: „Demokratie ist mehr als parlamentarische Regierungsform; sie ist eine Weltanschauung, die ebenfalls wurzelt in der Auffassung von der Würde, dem Werte und den unveräußerlichen Rechten eines jeden einzelnen Menschen, die das Christentum entwickelt hat. [...] Wir nennen uns christliche Demokraten, weil wir der tiefen Überzeugung sind, dass nur eine Demokratie, die in der christlich-abendländischen Weltanschauung, in dem

christlichen Naturrecht, in den Grundsätzen der christlichen Ethik wurzelt, die große erzieherische Aufgabe am deutschen Volke erfüllen und seinen Wiederaufstieg herbeiführen kann.“

LEISTUNGSGERECHTIGKEIT UND FORTSCHRITT

Die CDU ist kritisch mit ihrer Parteiführung. Das sollte sie auch sein. Aber sie ist nicht immer kritisch mit sich selbst. In den 1960er-Jahren galt die Partei als „zu alt, zu klein, zu katholisch und zu ländlich“. Es gab eine innerparteiliche Debatte, wie man dem Image von „Opas Partei“ begegnen könne. Heute flüchten sich manche geradezu in dieses Image. Damit ich nicht falsch verstanden werde: Unsere Mitglieder sind unser größter Schatz. Sie tragen die Partei, oft seit Jahrzehnten. Aber die Funktions- und Mandatsträger der Partei müssen auch erkennen, dass das Einbeziehen der jungen Generation in Führungsverantwortung, das aktive Werben um deutlich mehr Frauen fernab von Quotendebatten und das Öffnen der Partei für Deutsche mit Einwanderungsgeschichte überlebensnotwendig ist für die CDU, wenn sie Volkspartei bleiben will. Denn irgendjemand muss die Fackel übernehmen, um das Feuer weiterzutragen.

Niemand bestreitet, dass die CDU in den letzten Jahren auch Fehler gemacht hat. Wir haben zu wenig getan für die sogenannten kleinen Leute, wir haben zu wenig auf Leistungsgerechtigkeit geachtet und müssen noch mehr tun, damit Deutschland nicht fortschrittsfeindlich wird. Wahr ist auch: Manche in der Partei sind angesichts der globalen Herausforde-

rungen, die neue Wege erfordern, verunsichert. Wir müssen bereit sein, in den eigenen Reihen mehr für notwendige Veränderungen zu werben und sie denen, die sie am Stammtisch, am Infostand und in sozialen Netzwerken verteidigen sollen, nicht „überstülpen“.

So sehr hier die Parteiführung gefordert ist, so viel verlangt es allen ab, die sich zur CDU bekennen. Doch die Tatsache, dass diese Situation nicht neu ist, kann uns Kraft geben, dass wir es wiederum schaffen werden. Heinrich Krone, von 1955 bis 1961 Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, hat es so formuliert: „Das verlangt nicht nur einen durch nichts zu erschütternden Willen zum Zusammenstehen, ebenso auch ein vertieftes Wissen um das Fundament unserer Politik und die klare und nüchtern-sachliche Diskussion um den Weg dieser Politik.“

Eine solche Debatte in der Partei setzt Geschlossenheit nach außen voraus. Und sie baut darauf auf, dass niemand seine Haltung dem anderen aufzwingen will. Der Ruf manch eines selbst ernannten Konservativen blendet aus, dass ein Alfred Dregger und eine Rita Süßmuth in der Partei heftig gestritten haben, aber keiner hätte vom anderen verlangt, seine Überzeugung preiszugeben. In der Mitte stand dann immer Helmut Kohl, der die Partei zusammenhielt. Er mahnte einst: „Wer sich auf Kosten der Partei profilieren will, wer sich gegen den Geist der Solidarität zur Partei versündigt, der katapultiert sich selbst aus unserer Gemeinschaft heraus.“ Das sollte sich manch einer, der sich in der öffentlichen Kritik an der eigenen Partei gefällt, zu Herzen nehmen.

Die CDU muss die Idee, die sie antreibt, immer neu formulieren. Denn sie war immer mehr als nur eine Partei, die

für Wohlstand, Stabilität und Sicherheit sorgte. „Eine Partei muss einen Lebensinhalt haben“, hat Adenauer gesagt. Der Lebensinhalt, die Idee war bis 1990 das Eintreten für die Einheit, danach deren Vollendung und die Einigung Europas.

WOFÜR ES SICH ZU KÄMPFEN LOHNT

Nach der Bundestagswahl 2017 habe ich mir viele Gedanken über die Frage gemacht, wofür wir Christdemokraten kämpfen müssen. Was ist heute unser „Lebensinhalt“, unsere neue Idee von und für Deutschland? In den Sondierungsgesprächen mit FDP und Grünen habe ich erlebt, wie wichtig es ist, ab und an von den Detailfragen aufzublicken und das Große und Ganze in den Blick zu nehmen. In einem Deutschland, das wirtschaftlich stark bleiben soll, einem Land mit der Chance zum Aufstieg und Wohl-

stand für alle, in dem die Menschen sicher leben und sich eine Zukunft aufbauen können, gilt für uns: Es kommt nicht darauf an, wo Du herkommst, sondern was Du tust. Nicht der Staat ist für Dein Glück verantwortlich, Du bist es selbst. Aber eine solidarische Gesellschaft fängt Dich auf, wenn Du hinfallst, und hilft Dir, wieder aufzustehen.

Deutschland kann auch im 21. Jahrhundert den Menschen ein solch unerschütterliches Versprechen geben. Dafür lohnt es sich nicht nur, zu kämpfen. Dafür werden wir kämpfen müssen. Der von unserer Generalsekretärin Annegret Kramp-Karrenbauer eingeleitete Programmprozess wird uns helfen, auch über siebzig Jahre nach Gründung der CDU die Partei der Freiheit, des Rechts, der Demokratie, des Wohlstands und der Zukunft in einem geeinten Europa zu sein. Denn das ist, was unser Land stark macht. Und für ein solches Land zu arbeiten, ist unser – gemäß Adenauer – „Lebensinhalt“ als Christdemokraten.

Verschlungene Pfade

Auf der Suche nach den verlorenen Konservativen

HANS JÖRG HENNECKE

Geboren 1971 in Zülpich, außerplanmäßiger Professor für Politikwissenschaft, Universität Rostock.

Harro Zimmermann: Friedrich Sieburg – Ästhet und Provokateur. Eine Biographie, Wallstein Verlag, Göttingen 2015, 488 Seiten, 34,90 Euro.

Sebastian Liebold / Frank Schale (Hrsg.): Neugründung auf alten Werten? Konservative Intellektuelle und Politik in der Bundesrepublik, Nomos-Verlag, Baden-Baden 2017, 256 Seiten, 49,00 Euro.

In der politischen Ideengeschichte der Bundesrepublik schaut man mehr auf solche Intellektuelle, die gegen diesen Staat gestritten haben, als auf solche, die sich für ihn stark machten. Es dominieren Selbstbespiegelungen von Akteuren der „Gruppe 47“ oder der jüngeren 68er-Generation, die den Gründungs- und Leitentscheidungen der Bundesrepublik kritisch gegenüberstanden. Viele von ihnen machten im Laufe ihres Lebens ihren Frieden mit der bürgerlichen Ordnung. Sie stilisierten ihren Widerstand und ihre Läuterung rückblickend und in dialektischer

Manier gern als notwendigen Beitrag zur Stabilisierung der Bundesrepublik. Die intellektuelle und moralische Gründung der Bundesrepublik sei dadurch – so ein verbreiteter Mythos – erst nach 1968 erfolgt.

Der Beitrag, den konservative Intellektuelle zur politischen Orientierung und Stabilisierung der Bundesrepublik geleistet haben, bleibt dagegen oft unterbelichtet. Dabei lässt sich nicht nur viel vom Scheitern und von der Läuterung linker Intellektueller lernen, sondern auch von den bisweilen krummen Lebenswegen konservativer Denker. Auch unter ihnen gibt es einige, die nach biographischen Häutungen zur geistigen Orientierung und Stabilisierung der Bundesrepublik beigetragen haben.

Viel Diskussionsstoff bietet bis heute der Publizist Friedrich Sieburg (1893–1964), der als einer der profiliertesten Kulturdiagnostiker und – bis zum Aufstieg Marcel Reich-Ranickis – auch als der einflussreichste und streitbarste Literaturkritiker der frühen Bundesrepublik gilt. Ihm hat der Bremer Literaturhistoriker und Kulturjournalist Harro Zimmermann eine umsichtige Biographie gewidmet, die den Leser mit Stil, Erzählfreude und Urteilsvermögen in Sieburgs intellektuelle Verwirrungen von der Kaiserzeit bis in die frühe Bundesrepublik hineinführt.

Sieburg gehörte wie Friedrich Gentz, dem Zimmermann gleichfalls eine gelungene Biographie gewidmet hat, zu einer Sorte hedonistischer Konservativer, deren opulenter Lebensstil die Zeitgenossen lästern und tuscheln ließ. Anschaulich schildert Zimmermann, wie der junge Sieburg zunächst der Anziehungskraft des elitär-mystischen Kreises um den Dichter Stefan George erlag. Inmitten der stürmischen Modernisierung und Technisierung der

Welt bot sich George dem lyrisch ambitionierten, nach Anerkennung und Orientierung suchenden Jüngling als prophetische Erlöserfigur an, die weihevoll raunend von einem „Neuen Reich“ kündete. Umso größere Qualen erlitt der empfindsame Jünger, als er vom inneren Zirkel um den verehrten Meister verstoßen wurde. Stattdessen gewann Sieburg allmählich als dem Weltgeschehen zugewandter Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* in Paris und London Einfluss und Anerkennung. Auch Kulturstudien und Auslandsreportagen mehrten seinen Ruhm. Aber Sieburg erwies sich als politisches Irrlicht. Um 1930 suchte er die Nähe zum konservativ-revolutionär gestimmten „Tat-Kreis“. Sein im Frühjahr 1933 erschienenes Buch *Es werde Deutschland* geriet zur Unzeit zu einem schwülstigen Plädoyer für einen nationalen Sozialismus.

INTELLEKTUELLE LÄUTERUNG

Sieburg galt den Nationalsozialisten als suspekt und politisch unzuverlässig. Sein Geltungsdrang brachte ihn jedoch schließlich dazu, dass er in Paris als „gewiefter Mitläufer“ vom Korrespondentenposten in den diplomatischen Dienst Ribbentrops wechselte und sich dort erneut diskreditierte. Alle Wendungen und Irrungen dieser facettenreichen und politisch wechselhaften Biographie schildert Zimmermann mit sicherem Zugriff und einem differenzierten Urteil. Ohne Polemik nimmt er Sieburg entweder gegen seine vielen Neider und Widersacher in Schutz oder fällt ein hartes Urteil über dessen politische Rolle, wo dieser es verdient.

Als politischer Intellektueller changiert Sieburg zwischen linkem und rechtem Autoritarismus. Man gewinnt an vielen Stellen den Eindruck, als sei Sieburgs jeweiliger politischer Standpunkt nur die Funktion sekundärer Motive wie Ästhetik, Geltungsbedürfnis, Opportunismus, Provokationslust und Stilwillen. Davon bleibt in der Rückschau substanziell wenig bestehen. Ein geistiger und stilistischer Genuss sind dagegen nach wie vor seine historischen Studien, die er insbesondere den großen Persönlichkeiten und Epochen seines langjährigen Gastlandes Frankreich gewidmet hat.

Erst unter den Bedingungen der frühen Bundesrepublik kommt es nach 1945 zu einer Art intellektueller Läuterung. Nun erst finden sich bei Sieburg gefestigte Haltungen und Positionen mit konservativem Anspruch. Zimmermann fasst diese Aspekte treffend unter der Überschrift „Innovativer Konservatismus?“ zusammen: Mit Parlamentarismus und Demokratie scheint Sieburg im Herbst des Lebens seinen Frieden gemacht zu haben, wenn gleich er in geistesaristokratischer Distanz zur Massengesellschaft bleibt und als sich selbst proklamierender Freigeist von einer grundsätzlichen Staatskepsis geprägt ist. Am Ende herrscht eine liberalkonservative Tonlage vor, die sich mit der prosaischen Bundesrepublik und ihrem politischen Pluralismus mühsam arrangiert und sogar ausdrücklich – trotz eigener Verstrickung – die „Verantwortung für die Schuld der jüngsten Vergangenheit“ annimmt. Es sind verschlungene Wege einer ebenso problematischen wie fesselnden Biographie.

Ein von Sebastian Liebold und Frank Schale vorgelegter Sammelband über konservative Intellektuelle und Politik versteht sich als Beitrag aus der Feder jün-

gerer Politikwissenschaftler und Zeit-historiker zu einer „intellectual history“ der frühen Bundesrepublik. Es handelt sich bei den Aufsätzen meist um Werkstattberichte zu bevorstehenden Dissertationen und Monographien, auf die man gespannt sein darf.

Zwei Beiträge setzen sich mit dem Scheitern des Konservatismus im politischen Raum auseinander. So zeichnet Martina Steber die Programmentwicklung der Deutschen Partei nach, die sich bewusst als konservative Partei verstand und deren Protagonisten mit beachtlichem intellektuellem Anspruch eine antirationalistisch, angelsächsisch gefärbte Theorie des Konservatismus zu formulieren versuchten. Noch bis zur Regierungsbildung 1957 – trotz absoluter Mehrheit der Union – war die Deutsche Partei mit ihrem konservativ-marktwirtschaftlichen Profil für Konrad Adenauer ein nützlicher Faktor zur Austarierung der Balance innerhalb der Union und der von ihm gebildeten Kabinette. Auf Dauer war sie jedoch der rasanten Integrationskraft von CDU und CSU nicht gewachsen.

Peter Becker arbeitet die programmatischen Vorstellungen von Andreas Hermes auf. Wegen seines heldenhaften Widerstands gegen die Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone gehört er zu den großen Gründergestalten der CDU. Aber seine marktkritischen, vom Schutzgedanken dominierten Vorstellungen zur Agrarpolitik wirkten, wie Becker gleichermaßen respektvoll wie kritisch akzentuiert, in der frühen Bundesrepublik anachronistisch und waren nicht zukunftssträchtig.

Verdienstvoll ist der Band ebenfalls aufgrund seiner ideenhistorischen Skizzen zu den beiden Politikwissenschaftlern Arnold Bergstraesser und Carl Joachim

Friedrich. Der Kulturosoziologe Bergstraesser ging ähnlich wie Sieburg einen langen und keineswegs geradlinigen Weg, bevor er nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil zu einer der großen Gründergestalten der deutschen Politikwissenschaft und der politischen Bildung wurde. Sebastian Liebold skizziert Bergstraesser als „konservativen Humanisten“ und arbeitet dessen Verständnis von „praktischer Wissenschaft“ treffend heraus. Bergstraesser inspirierte eine große Schülerschar, indem er die Politische Wissenschaft auf die Entscheidungsnotwendigkeiten der politischen Praxis ausrichtete und daraus einen Bildungs-, Beratungs- und Orientierungsauftrag ableitete.

WOHLTUEND UNAUFGEREGT

Carl Joachim Friedrich hat es zwar mit seiner Totalitarismusdefinition zu Lehrbuchrang gebracht, über seine ideenhistorisch fundierten Beiträge zur Theorie des Verfassungsstaats und zur Staatsräson im Verfassungsstaat ist jedoch viel Gras gewachsen. Frank Schale würdigt Friedrichs Theorie, verschweigt aber in seiner Skizze nicht, dass sich Friedrich in seinem Spätwerk autoritären Vorstellungen zuwandte. Überhaupt zeichnet sich der Band durch eine wohltuend unaufgeregte Art aus, die Vorzüge und Untiefen der jeweiligen Autoren herauszuarbeiten und damit auch biographische Verwerfungen, wie sie das 20. Jahrhundert in den meisten Fällen mit sich brachte, als solche zu benennen. Nils Lange gelingt dies auch in seinem Aufsatz über den weithin vergessenen Publizisten Matthias Walden.

Den Beitrag mit dem größten Aktualitätsbezug steuert Tobias Bartels bei. Er entfaltet die heuristische Unterscheidung zwischen „moderatem“ und „radikalem“ Konservatismus: Ordnung, Realpolitik, Common Sense und Mitte auf der einen Seite; Reaktion, Antiliberalismus, Metapolitik, nationale Identität und Souveränität auf der anderen. An dieser Stelle ist freilich eine Trennlinie gezogen, die mehr markiert als bloße Spielarten derselben Denkhaltung. Es handelt sich hier um eine fundamentale Wasserscheide des politischen Denkens. Die Frage, ob sich radikale und autoritäre Kräfte des Begriffs „Konservatismus“ bemächtigen können oder ob freiheitlich-gemäßigte Kräfte der Mitte den Begriff erfolgreich für sich beanspruchen und daraus ein realistisches Handlungsprogramm ableiten, ist eine der spannenden Fragen des Parteienwettbewerbs, die seit der letzten Bundestagswahl auf der Tagesordnung stehen.

Die Bundesrepublik verfügte in allen Phasen ihres Bestehens über intellektuelle Fürsprecher, die diesen Staat mit seiner bürgerlichen Ordnung – durchaus mit kritischer Sympathie und der Fähigkeit zum Widerspruch gegen politische Fehlentscheidungen – mitgetragen haben. Zu diesen „Bundesrepublikanern“, die für Marktwirtschaft, Westintegration, Wiedervereinigung und andere Leitentscheidungen eintraten, sind auch viele Konservative zu zählen. Es mag an ihrem Naturell liegen, dass sie bisweilen unterschätzt werden, weil andere rebellischer das Wort ergriffen und spektakulärer geirrt haben. In der Ideengeschichte der Bundesrepublik ist in dieser Hinsicht noch einiges zurechtzurücken.

Ein Anti-Houellebecq?

Mathias Énard erhält den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2018

MICHAEL BRAUN

Geboren 1964 in Simmerath,
Leiter des Referates Literatur der
Konrad-Adenauer-Stiftung, außer-
planmäßiger Professor für Neuere
Deutsche Literatur und ihre Didaktik
an der Universität zu Köln.

Europa entstammt dem Mittelmeer. Das zumindest sagt der Mythos. Mathias Énard sprach darüber, als er im März 2017 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung erhielt. „Europa war eine libanesische Prinzessin, die an einem Strand bei Sidon von einem Gott des Nordens entführt wurde, der sie be-

gehrt: Zeus. Europa, Tochter König Agenors, hat nie einen Fuß auf unsere Landstriche gesetzt; Europa hat ihr Leben im südöstlichen Mittelmeerraum zwischen Phönizien und Kreta verbracht.“ Die Folgerungen sind höchst politisch: „Europa ist eine illegale Einwanderin, eine Ausländerin, eine Kriegsbeute. Ihre Geschichte ist eine Mittelmeergeschichte, eine Geschichte von Begehren und Eroberung.“

Énarads Metapher für die Geschichte Europas ist vielsagend. Wir müssen uns der orientalischen Ursprünge der europäischen Kultur erinnern. Der kulturelle und sprachliche Raum rund um das Mittelmeer hat die europäische Identität grundlegend geprägt, bis zu den Wanderungs- und Auswanderungsbewegungen des frühen 21. Jahrhunderts. Der Mittelmeerraum, so beschließt David Abulafia (Universität Cambridge) seine *Biographie des Mittelmeers* (2013), ist die „Region, in der es zu den weltweit wohl intensivsten Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Gesellschaften kam“. Davon erzählt Mathias Énard in seinem Roman *Kompass* (2016). Das Buch zeugt von



© Bard College, New York

der Faszination, die der Orient auf die neuzeitliche europäische Kulturgeschichte ausstrahlt. Am 6. Mai wird Mathias Énard nun in Weimar mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2018 ausgezeichnet.

Mathias Énard wurde am 11. Januar 1972 im westfranzösischen Niort geboren, einem kleinen Ort zwischen Poitiers und La Rochelle. Von dort aus brach er auf in die Welt. Er studierte zunächst zeitgenössische Kunst. Anfang der 1990er-Jahre kam er ans Pariser *Institut national des langues et civilisations orientales*. Mit geschärftem Sinn für die politische Situation der Zeit erlernte er die arabische und die persische Sprache: „Es war die Zeit, als nach den algerischen Wahlen im Jahr 1991 ein Bürgerkrieg begann. Die einen ergriffen Partei für die Islamische Heilsfront FIS, die anderen gegen einen radikal politischen Islam, der alle Teile der Gesellschaft erfasst“ (Gespräch im *Tagesspiegel*, 22. März 2017).

Nach dem Studium lebte Énard in Teheran, Beirut, Damaskus, einem syrischen Dorf, wo er Französisch unterrichtete, und in Rom (mit einem Stipendium der Villa Medici 2005/06). Längere Aufenthalte führten ihn nach Brüssel, zuletzt auch nach Berlin: „Das heißt 25 Jahre außerhalb Frankreichs. Man lernt viel“ (*Deutschlandfunk*, 17. März 2017). Im Jahr 2000 zog Énard nach Barcelona, in den multikulturellen Stadtteil El Raval. Dort arbeitete er bei Kulturzeitschriften mit, war Mitglied der Redaktion der französischen Zeitschrift für Literatur und Philosophie *Inculte* – und führt das libanesische Restaurant „Karakala“ in der Torrent de L’Olla.

Énarads literarische Karriere begann mit dem Roman *Zone*, der 2008 in Frankreich (2012 in deutscher Übersetzung) erschien und mit dem deutsch-französischen *Candide*-Preis sowie mit dem *Prix Décembre* ausgezeichnet wurde. Der Roman wurde in Deutschland ebenso wie in Frankreich als gelungenes Experiment begrüßt: ein fast sechshundertseitiger, fast ohne Punkt und Komma auskommender Bewusstseinsmonolog eines Geheimagenten und französisch-kroatischen Ex-Söldners im Jugoslawienkrieg. Die „Zone“ ist das Mittelmeer, Wiege und zugleich Wunde der abendländischen Zivilisation, von Homers *Ilias* bis zu Sten Nadolnys Roman *Ein Gott der Frechheit* (1994), ein Herrschaftsgebiet der zumeist „wütenden Götter“. Gesäumt ist es – so die geschmeidige Übersetzung aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller, die sich fast aller Romane Énarads angenommen haben – „von Felsen und Bergen jener Steinhäufen die auf ebenso viele Gräber Leichengruben Massengräber hinweisen auf eine neue Karte ein anderes Netz von Spuren Straßen Schienen Flüssen die nach wie vor vergessene verehrte anonyme oder in der großen Geschichtsrolle verzeichnete Leichen Überreste Bruchstücke Schreie Gebeine mit sich führen“.

24 Kapitel hat das Buch, ebenso viele Gesänge hat Homers Epos. Doch Énarads „homerische Reise“ (so Katharina Teutsch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, 29. Oktober 2010) ist weder Kriegsreportage noch Agententhiller. Gleichwohl erzählt er voller Spannung vom Umgang mit den traumatischen Erinnerungen der europäischen Geschichte, von Tragik und Rache, von Versöhnungsmut und Wiedergutmachungswillen.

VOM BOSPORUS NACH GIBALTAR

Die folgenden Romane Énarads sind Wächter an den Toren des Mittelmeeres, das seit den Römern auch im imperialistischen Sinne „mare nostrum“ genannt und um dessen Vorherrschaft seit Jahrhunderten gerungen wurde. *Erzähl ihnen von Schlachten, Königen und Elefanten* (2010/2013) spielt am Bosphorus, zur Zeit Michelangelos, *Straße der Diebe* (2012/2013) an der Meerenge von Gibraltar, in der Gegenwart. Die Meerengen verbinden Europa mit Asien und mit Afrika, es sind historische und zeitpolitisch bedeutende Orte, Geografien von Kampf und Krieg, aber auch bedeutsame Kulturtransferräume. Bis heute gilt Gibraltar in der Geschichte des Mittelmeers mit seiner Mischbevölkerung aus Spaniern, Briten, Genuesen, Maltesern, Juden, Hindus und Muslimen als „eine der letzten Überlebenden einer einstmals weitverbreiteten Erscheinung: der mediterranen Hafenstadt“ (Abulafia).

Der Michelangelo-Roman, vorzüglich als Einstieg in Énarads Werk geeignet, greift eine überlieferte Anekdote aus dem 16. Jahrhundert auf, deren historische Wahrheit allerdings nicht verbürgt ist: Michelangelo wird von dem Sultan von Konstantinopel beauftragt, den Bauplan für eine Brücke über

den Bosphorus zu entwickeln. Tatsächlich war Michelangelo 1506 in Konstantinopel, und es gab bereits einen Konkurrenzentwurf von einer Brücke am Goldenen Horn, der von Leonardo da Vinci stammte. Énard nutzt den Einfall, um jene „Geschichte von verlorenen Schlachten, vergessenen Königen, verschwundenen Tieren“ zu erzählen, die der Titel seines Romans elegant von Rudyard Kiplings Indienbuch ausborgt. Es ist eine Geschichte von der Geburt des Kosmopolitismus aus dem Geiste des künstlerischen Genies. ÉnarDs Michelangelo ist Bildhauer und Architekt, Gelehrter und Lehrer, der sein Wissen wie Galilei in leichtfüßigen Diskursen an seinen Schüler weitergibt, aber er ist auch europäischer Diplomat und Geschichtenerzähler mit großer Neugier auf den Orient. Nachdem er sich in das Nachtleben von Konstantinopel gestürzt hat, kommt ihm die Vision von einer Brücke, die Orient und Okzident verbindet: „Wie viele Kunstwerke braucht es, bis die Schönheit in die Welt kommt“, lässt Énard seine Figur denken und am Ende mit einem unvollendeten Bauwerk, „heimlich“, wie es heißt, die Stadt verlassen. Der Roman, gewürdigt mit dem *Prix Goncourt des lycéens* 2010, ist schmal und episodisch aufgebaut, wie ein Rondo.

ABENTEURERBUCH UND POLITISCHES MENETEKEL

Ganz anders der folgende, 2012 erschienene Roman *Rue des voleurs*, der 2013 ins Deutsche übersetzt wurde (*Straße der Diebe*). Es ist ein Abenteuerbuch und ein politisches Menetekel, angesiedelt zwischen Arabischem Frühling, den Protesten in Spanien und der politischen Bewegung *¡Democracia Real Ya!* („Echte Demokratie Jetzt!“) zu Beginn der 2010er-Jahre. Der Held des Romans, ein junger Marokkaner namens Lakhdar aus der Banlieue von Tanger, kämpft auf schlechte Weise für das Gute. Er pendelt zwischen seinem Heimatland und Spanien, auf der Suche nach Arbeit und Freiheit, nach Kunst und Liebe. Seine Entscheidung, auf europäischem Boden zu bleiben und die „fruchtlosen Hin- und Rückfahrten auf der Meerenge“ zu beenden, lässt sich datieren, auf das Jahr 2011: „Ende Oktober, als die Tunesier gerade auf demokratischem Weg die Islamisten von der Ennahda-Partei an die Regierung brachten und die Spanier sich anschickten, die Katholiken vom Partido Popular zu wählen, wie auch die Marokkaner etwa zum selben Zeitpunkt den Weg zu den Urnen antraten“.

Énard liest seine Zeit genau, aber er liest ihr nicht die Leviten. Moralisieren und Romantisieren ist ihm ebenso fremd wie Politisieren. Er ist ein Erzähler von Übergängen und Wanderungen, ein epischer Anthropologe. Die Wege, die Europa mit Afrika und mit Asien verbinden, sind für ihn das, was die Menschen aus ihnen machen: Pilgerwege, Kreuzwege, Irr- und Suchwege. Migration und Integration, Terror und Interkulturalität spielen mit. Die Flüchtlinge, die auf ihrem Weg nach Europa im Mittelmeer sterben, werden

ebenso wenig verschwiegen wie die islamistischen Attentate in Marrakesch und in Europa. Am Ende des Romans *Straße der Diebe*, das man denen, die ihn noch nicht gelesen haben, nicht verraten sollte, steht eine faustdicke und nicht unbedingt erfreuliche Überraschung.

ORIENTALISCHE RENAISSANCE

Der umfangreiche Roman *Kompass* (2015/2016) ist nach einhelliger Ansicht der Kritik ein „literarisches Meisterwerk“ (Ijoma Mangold). Eine „Enzyklopädie der orientalischen Kultur“, schrieb *Der Spiegel*, „das Traumbuch des Jahres“, lobte *Die Welt*, „ein Phänomen in der französischen Gegenwartsliteratur“, so die *Süddeutsche Zeitung*. Im März 2017 erhielt Mathias Énard für den Roman den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung. In ihrer Laudatio sagte die französische Historikerin Leyla Dakhli: „Meiner Ansicht nach ist *Kompass* ein Weg der Erkenntnis und des Verstehens. Der Roman zeigt die Möglichkeiten eines glücklichen Wegs auf. Er verläuft über die Wissenschaft, die Liebe und die Schönheit der Bücher wie der Menschen.“

Der Roman holt weit aus. Der Musikwissenschaftler Franz Ritter erinnert sich in einer schlaflosen Nacht seiner Liebe zu der genialen Orientalistin Sarah, seiner Studienorte in der arabisch-persischen Welt und der Kulturgeschichte des Morgenlandes – und das natürlich nicht zufällig in Wien, dem Tor zum Orient. Es kommt ein vielfarbiges Orientbild zustande, das nicht auf Politik und Religion reduzierbar ist, das fern von Imperialismus und Kolonialismus agiert (in Anknüpfung an Edward Saids wegweisendes Buch *Orientalismus*, 1978) und das tief in die europäische Kulturgeschichte hineinragt, so tief, dass es kaum noch möglich ist, europäische und orientalische Erbteile voneinander zu scheiden. Im Gegenteil, so will es Énard erzählen, die Kulturen durchdringen und befruchten sich, und es ist der beständige Austausch zwischen Europa und dem Orient, aus dem wir lernen können. Sarah ist im Roman die Lehrmeisterin dieser Renaissance des Orients aus kosmopolitischem Geiste: „Der Orient ist eine Konstruktion aus Bildern, ein Komplex von Repräsentationen, aus dem jeder, je nach Standpunkt, nach Belieben schöpfe. Es sei naiv zu glauben, fuhr Sarah mit lauter Stimme fort, dass dieser Koffer mit orientalischen Bildern heute allein ein spezifisches Gut Europas sei. Nein. Diese Bilder, diese Schatztruhe, seien allen zugänglich und alle steuerten zu ihnen bei mit dem, was sie jeweils an Kulturgütern hervorbrachten, neue Aufkleber, neue Porträts, neue Musik.“

Die Nostalgie aus *Tausendundeine Nacht* wird damit in eine epische Kulturgeschichte verwandelt, in der mühelos Verbindungen zwischen Cervantes' *Don Quijote* und den arabischen Ursprüngen dieses ersten europäischen Romans, zwischen Goethe und dem persischen Dichter Hafis, Balzac und seinem Übersetzer ins Arabische, Joseph von Hammer-Purgstall,

zwischen Heine und Stendhal, dem konservativen Wahhabismus und den Disneyfilmen hergestellt werden können. Damit entwickelt Énard einen in diesem Format ganz und gar neuartigen literarischen Mediterranismus. Kunstvoll verknüpft er historische Anekdoten, Reisebeschreibungen, politische Reportagen, Fotodokumente, Quellen aus der Literatur- und Musikgeschichte zu einem Erzählteppich, in dem orientalische und abendländische Quellen beständig ineinanderfließen.

BEETHOVENS KOMPASS

ÉnarDs Thema ist die Selbstverständigung Europas über seine Herkunft aus der arabischen Welt. Seine Romane bahnen Wege zur orientalischen Kultur und zur Geschichte der mediterranen Nachbarn. Sein Werk ist somit Vorbild eines literarischen Mediterranismus, für den Europas Verantwortung am Mittelmeer liegt. Orient und Okzident sind für Énard, ganz im Sinne Goethes, nicht mehr zu trennen. Mit seinem Plädoyer für eine wechselseitige Inspiration der Kulturen ist Énard eine Gegenfigur zu den identitären Bewegungen, ein Anti-Houellebecq, dem es auf historische Durchleuchtung der Gegenwart ankommt, nicht auf düstere Zukunftsbilder von einer islamistischen Beherrschung Europas. Énard schreibt an einem kosmopolitischen Werk. Es ist ein Werk des Austauschs der Kulturen und ein Werk des Friedens. Das ist, auch im Gedenken an das Ende des „Grande Guerre“ vor hundert Jahren, von europäischer, ja globaler Bedeutung.

Und von da aus wird auch die Geschichte von Beethovens Kompass erhellt, die ÉnarDs jüngstem Roman den Titel gibt. Beethoven besaß tatsächlich einen Kompass, ein kleines, rundes Metallgerät mit farbigem Rahmen und Windrose. Es kam in den Besitz von Stefan Zweig, den man wegen seines Sammlereifers gelegentlich „Erwerbs-Zweig“ nannte, und wanderte dann über den Schweizer Mäzen Hans Conrad Bodmer ins Bonner Beethoven-Haus. Dort sieht man, dass Beethovens Gerät nach Norden weist und nicht, so ÉnarDs Erfindung, nach Osten. Aber die Fiktion hat eine Pointe. Mit der Nadel weist auch der historische Beziehungssinn nach Osten. Beethoven kannte den Orientalisten Hammer-Purgstall. Der hatte dem Komponisten vorgeschlagen, orientalische Texte zu vertonen. Daraus ist nichts geworden, außer dem Türkischen Marsch in Beethovens Festspiel *Die Ruinen von Athen* (1811). Was bleibt, ist die Orientierung der Klassiker und der Modernen, sei es in der Literatur oder in der Musik, am Osten. So stattet Énard seine Romanfigur mit einem „der wenigen Kompass aus, die in den Orient zeigen, dem Kompass der Erleuchtung. [...] Das Wesentliche ist, den Osten nicht zu verlieren.“

Die zitierten Werke von Mathias Énard sind beim Hanser Verlag, Berlin, erschienen und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von Holger Fock und Sabine Müller.

Äpfel und Birnen II

Über die „68er“

REINHARD MOHR

Geboren 1955 in Frankfurt am Main, Journalist und Autor. Nach dem Studium der Soziologie arbeitete er für das von Daniel Cohn-Bendit verantwortete Frankfurter Stadtmagazin „Pflasterstrand“, die „tageszeitung“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ und den „stern“. Von 1996 bis 2004 war er Kulturredakteur beim „Spiegel“, von 2006 bis Oktober 2010 freier Mitarbeiter für „Spiegel Online“. Seitdem schreibt er als freier Autor vor allem für die „Welt am Sonntag“.

Historische Vergleiche sind verlockend. Oft genug dienen sie der Warnung vor einer „Wiederholung der Geschichte“ – in Deutschland eine besonders beliebte Übung. Gern werden dann Parallelen ge-

zogen zwischen „damals“ und „heute“. Wie oft wurde seit 1945 vor einer Wiederkehr des „Faschismus“ gewarnt oder die „kommunistische Gefahr“ beschworen? Am Ende einigte man sich meist doch auf die Formel, die zugleich ein berühmter Buchtitel war: „Bonn ist nicht Weimar“. Ein zweiter Hitler ist bis heute nicht in Sicht, auch wenn niemand in die Zukunft schauen kann.

Im Gegenteil: Die „Berliner Republik“ ist trotz aller Krisen und Anfechtungen von Links- und Rechtsextremisten, Verschwörungstheoretikern und „Reichsbürgern“ eine stabile Demokratie, die trotz aller Schwächen und Probleme zum Sehnsuchts- und Zufluchtsort von Menschen aus aller Welt geworden ist. Dennoch sind historische Vergleiche legitim, vor allem

dann, wenn sie dem Erkenntnisgewinn dienen.

So hat Sven Felix Kellerhoff in der Januar-/Februar-Ausgabe dieser Zeitschrift versucht, die Protestbewegung der 68er, die sich 2018 zum fünfzigsten Mal jährt, mit dem Rechtspopulismus der „Alternative für Deutschland“ (AfD) und „Pegida“ zu vergleichen. Sein Resümee: Bei allen Unterschieden gebe es Ähnlichkeiten, was politischen, teils gewaltaffinen Radikalismus, den Kampf gegen die bürgerliche („Lügen“-)Presse und die Nähe zum „russischen Imperialismus“ betreffe.

„WIR HABEN SIE SO GELIEBT, DIE REVOLUTION“

Als nachgeborener „78er“, dessen Leben von den Auswirkungen der 68er-Revolution geprägt wurde wie von kaum einem anderen Ereignis, möchte ich ihm allerdings in einigen Punkten widersprechen. Das betrifft zuallererst den jeweiligen historischen Kontext, der unterschiedlicher nicht sein könnte. Schon die verengte Betrachtung der bundesdeutschen Verhältnisse wird der Sache nicht gerecht. Die Jugendrevolution der 1960er-Jahre war ein weltweites Phänomen – von den kalifornischen Hippies bis zum Pariser Mai 1968, von den Arbeiterprotesten in Mailand und Turin bis zu den „Provos“ in Amsterdam. Es war ein Aufbruch aus der von vielen empfundenen bürgerlichen Enge und konservativen Verkrustung der Nachkriegsgesellschaft, ein moralischer Protest gegen den Vietnamkrieg und, vor allem in Westdeutschland, ein Generationenkonflikt vor dem Hintergrund der Nazi-Vergangenheit. Nicht zu unterschätzen: die Rock-

und Popmusik von Beatles und Rolling Stones, Bob Dylan und Jimi Hendrix, die ein neues Lebensgefühl vermittelte, eine Traumlandschaft der Zukunft. Eine Mischung aus Flower-Power, Rock 'n' Roll, Drogen und Seminar marxismus beflügelte die große Ambition.

1968 war der vorerst letzte Versuch, eine Art Revolution anzuzetteln, gleichsam aufs Ganze zu gehen und die Geschichte „in die eigenen Hände zu nehmen“. Dieses stets diffus gebliebene, romantische Ziel war die Umwälzung aller Lebens-, Liebes- und Arbeitsverhältnisse, das mit Chuzpe und naivem Optimismus angegangen wurde.

Thomas Schmid, der einen langen Weg vom Frankfurter Sponti zum Herausgeber der *Welt* absolviert hat, beschrieb dieses Phänomen so: „Wer von 68 erfasst wurde, erinnert es als eine hinreißende, leidenschaftliche, überschwängliche Zeit: das selbstkonstitutive ‚Du‘ (kostbar, nicht die spätere Massenware); die freudige Entdeckung eines Mediums, das in der Agenda der bürgerlichen Gesellschaft nicht vorgesehen war: des Flugblatts und der Wandzeitung; morgens, in fremder Stadt, beim Frühstück in der Wohnung der Genossen, die man tags zuvor noch nicht kannte; der lustvolle Ausstieg aus der Ökonomie der Zeit, der Rausch der Selbstvergewisserung.“ Hans Magnus Enzensberger verwendete den Begriff des „Tumults“, der „intelligibel“, also durch den Intellekt, kaum zu erklären sei, und Daniel Cohn-Bendit bekannte rückblickend: „Wir haben sie so geliebt, die Revolution!“

Von all dem ist beim Kollegen Kellerhoff nicht die Rede. Stattdessen beginnt seine Vergleichsstudie mit der Gründung des *Berliner Extra-Blatts* durch den Stasi-Spitzel Walter Barthel – eine randständige

Episode, die mit den antiautoritären Protesten von Dutschke & Co., mit der Gründung der „Kommune 1“ und der rapide anwachsenden Rebellion nach der Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg durch den Polizeibeamten (und, wie sich Jahrzehnte später herausstellte: Stasi-Spitzel und SED-Mitglied) Karl-Heinz Kurras am 2. Juni 1967 nichts zu tun hatte. Nebenbei: Rudi Dutschke, in der DDR aufgewachsen, war „Republikflüchtling“, kurz bevor die Mauer gebaut wurde. Er hasste die Stasi ebenso sehr wie er Walter Ulbricht hasste, den Chef der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). Und er war gläubiger Christ.

FAKE NEWS VOR TRUMP

Schon deshalb ist auch Kellerhoffs Unterstellung unzutreffend, die 68er hätten, wie Gauland und Gesellen heute, eine Nähe zum „russischen Imperialismus“ gehabt. Vehement protestierte der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei am 21. August 1968, und Milan Horáček, einer der tschechischen Unterzeichner der „Charta 77“, wurde zum engen Freund Rudi Dutschkes – bis zu seinem Tod an Heiligabend 1979. Hinzu kommt: All die maoistischen Sekten waren erbitterte Feinde des sowjetischen „Sozialimperialismus“, und die große Gruppe der „Spontis“ verachtete erst recht jene moskautreuen „Revis“, all die „Revisionisten“, die sich in Ost-Berlin am wohlsten fühlten. Nur jene SDS-Fraktion, die tatsächlich der SED näherstand als dem Geist der antiautoritären Revolte, trat 1969 in die neu gegründete

Deutsche Kommunistische Partei (DKP) ein, die von Erich Honeckers Politbüro gesteuert und finanziert wurde.

Wenn Kellerhoff Parallelen zwischen dem „Lügenpresse“-Geschrei der Dresdner „Pegida“-Demonstranten und der Anti-Springer-Kampagne von vor fünfzig Jahren zieht, vergisst er zu erwähnen, wie *Bild*, *B.Z.* und *Welt* damals über die Ereignisse berichtet hatten. Es schien so, als seien die Studenten selbst schuld gewesen am Tod ihres Kommilitonen: „Wer Terror produziert, muss Härte in Kauf nehmen“, hieß es da. Oder: „Sie müssen Blut sehen.“ Noch zwei Tage nach Ohnesorgs Tod behauptete die *Welt am Sonntag*, der Todeschütze Kurras sei von Studenten mit einem Messer bedroht worden. Mit Verlaub: Das waren Fake News, lange vor Trump.

VOM HEDONISMUS ZUM KLASSENKAMPF

Nach dem Attentat auf Rudi Dutschke am Gründonnerstag 1968 eskalierte die Auseinandersetzung zwischen der Protestbewegung und dem Axel-Springer-Verlag weiter – ein offener, teils gewalttätiger Schlagabtausch, dessen Spuren bis heute zu verfolgen sind. So ungerecht das ewige Zerrbild vom bösen Springer-Konzern auch ist – schon damals gab es *Spiegel*, *Zeit* und *Stern*, linksliberale Medien, die durchaus Sympathien für die jungen Rebellen hatten.

AfD und „Pegida“ hingegen finden in der überregionalen Presse so gut wie keine Sympathien – im öffentlich-rechtlichen Fernsehen gelten sie durchweg als rechts oder rechtsextrem, und selbst bei großen Fußballvereinen der Bundesliga will man

sie nicht als Mitglieder haben. So kann sich die AfD immer wieder als Opfer des „Mainstream“ inszenieren – das genaue Gegenteil übrigens zu den 68ern, die viel lieber Täter waren, autonome Subjekte, die nicht reagieren, sondern agieren wollten. Sie waren trotz und wegen ihrer radikalen Kritik am „System“ – Achtung, Dialektik! – Geschichtsoptimisten, während heute die rechten Protestler wie verzweifelte Abwehrkämpfer wirken, die die Zeit zurückdrehen wollen. Ihr kulturpessimistischer, zuweilen apokalyptischer Jammerton hat nichts mit Aufbruch und Zukunft zu tun.

An diesem Punkt gleichen sie jedoch vielen Linken der Gegenwart, die denselben Klage-ton anstimmen, nur eine Oktave höher: Hartz IV, „sachgrundlose Befristung von Arbeitsverträgen“ (offenbar eine Erfindung, die direkt aus Dantes Hölle kommt) und die „Zwei-Klassen-Medizin“, überhaupt Ungleichheit und Ungerechtigkeit in aller Welt, werden zu einer Litanei zusammengeschrubt, die auf nichts mehr Lust macht außer auf den schnellen Tod oder den nächsten Urlaub auf Mallorca.

Unbestreitbar ist freilich, dass ein Großteil der 68er in die Falle von Dogmatismus und Ideologisierung tappte, als die Bewegung ins Stocken geriet, also spätestens im Sommer 1968. In Windeseile wurden maoistische K-Gruppen gegründet, während eine andere Fraktion sich auf den militanten, teils bewaffneten Untergrundkampf vorbereitete. Die antiautoritär-hedonistische Leichtigkeit der Anfangsphase ging verloren und machte hohlen Klassenkampfparolen und einer Rhetorik des antifaschistischen Endkampfes Platz, die mit der Realität der Bundesrepublik nichts mehr zu tun hatten.

So unsinnig die Beschwörung eines „neuen Faschismus“ in der Bundesrepublik auch war – dass die seit Anfang der 1960er-Jahre „stetig zunehmende Aufarbeitung der braunen Vergangenheit durch die Radikalität der Vorwürfe von links geradezu abgewürgt“ worden sei, wie Kellerhoff behauptet, ist nicht plausibel. Die über Jahrzehnte äußerst schleppende, teils skandalös nachlässige juristische Aufklärung tausendfacher Naziverbrechen kann nicht mit noch so lauten Kampfparolen einer „kleinen radikalen Minderheit“ (die die 68er tatsächlich waren) gerechtfertigt, erklärt oder entschuldigt werden.

VON „AUFARBEITUNG“ KEINE SPUR

Andersherum wird ein Schuh draus: Vielen, auch mir, klingen noch die Rufe gutbürgerlicher Hutträger mit Aktentasche im Ohr, die in Frankfurt am Main am Rande von Demonstrationen standen und mit erregter Stimme riefen: „Euch hat man vergessen zu vergasen!“ Hier war die braune Vergangenheit noch sehr lebendig – von „Aufarbeitung“ keine Spur.

Deshalb ist auch das analoge Argument, die rechten Parolen der AfD verhinderten heute eine vernünftige Flüchtlings- und Migrationspolitik, ebenso wenig nachvollziehbar. Hier wie da unterstellt man damit eine Verhinderungsmacht von Protestbewegungen, die in Wahrheit auf der Entscheidungsschwäche der politischen Mitte beruht.

Das ändert nichts daran, dass fünfzig Jahre nach 1968 politisch wirksame Gesellschaftskritik, wie krude auch immer sie vorgebracht wird, eher von rechts als

von links kommt. Aber auch das liegt in der Logik der historischen Entwicklung: Seit 68 hat sich die Mitte nach links verschoben und so rechts Platz frei gemacht. Der „Ehe für alle“ etwa hätten in den 1960er-Jahren nicht einmal linke Sozialdemokraten zugestimmt, Altkanzler Helmut Schmidt fände wohl keine Heimat mehr in der SPD von Andrea Nahles und Ralf Stegner, schon gar nicht in der Welt von Transgender-Menschen und Unisex-Toiletten. „Dummes Zeuch!“ meint man noch aus der rauchgeschwängerten virtuellen Gruft zu hören.

Schmidt selbst hat allerdings noch erlebt, dass viele radikale Systemkritiker von 1968 im Laufe der Jahre zu glühenden Verteidigern der parlamentarischen Demokratie und des bürgerlichen Rechtsstaats wurden, den sie einst abschaffen wollten.

Für viele ehemalige Maoisten, Anarchisten und umherschweifende Stadtindianer war es allerdings ein weiter Weg von der radikalen Opposition gegen das verhasste „System“ bis zur aktiven Teilnahme am bürgerlichen Parlamentarismus und seinen Exekutivorganen. Joschka Fischer war der prominenteste und spektakulärste Fall einer ebenso theoretischen wie praktischen Revision langjähriger Überzeugungen. Jedoch dauerte es bei ihm ebenfalls etwa ein Jahrzehnt, bis aus dem militanten Straßenkämpfer ein überzeugter Parlamentarier wurde. Ein weiteres Jahrzehnt brauchte es, um aus ihm einen veritablen Außenminister zu machen.

Neben Intelligenz, Selbstreflexion und rationaler Einsichtsfähigkeit gehört der Mut dazu, die wärmende Gesinnungsgemeinschaft der eigenen Gruppe zu verlassen oder sie zumindest dem nagenden Zweifel auszusetzen. Zu schön sind die

einfachen Wahrheiten, das Gefühl moralischer Überlegenheit und das klare Feindbild, das die eigene Identität stärkt.

Viele Alt-68er gelten nach all den Jahren längst als „Renegaten“, als Abtrünnige ihres einstigen Weltbilds. Gerade sie aber verteidigen die liberale, repräsentative Demokratie mit besonderer Verve, weil die eigene Verführbarkeit zum Radikalismus sie im Nachhinein erkennen ließ, wie kostbar eine Gesellschaft ist, in der eine zivile, rechtsstaatlich abgesicherte Konfliktaustragung dominiert. Ein aktueller Blick in den Rest der Welt genügt, um zu sehen, wie schnell es mit Pluralismus, Meinungsfreiheit und Rechtssicherheit vorbei sein kann.

Die große Frage wird sein, ob auch innerhalb der AfD und der sie tragenden Milieus eine vergleichbare Entwicklung denkbar wäre. Die ersten Monate im Bundestag machen wenig Hoffnung. Der Gruppendruck ist noch viel zu groß, und die Lust an der Provokation des „Mainstream“ hat sich noch nicht wirklich abgenutzt. Von „Alternativen“ ist derweil nicht viel zu sehen.

Ob in diesen Kreisen ausreichend Intelligenz, Mut und Vernunftbegabung vorhanden sind, um das geschlossene Gehäuse der eigenen „Weltanschauung“ zu verlassen, ist aus der Ferne schwer zu beurteilen. Für die anderen gilt: Die Konfrontation mit realitätstüchtigen Argumenten ist immer ein gutes Konzept, um produktive Irritation zu erzeugen.

Dennoch bleibt es bei den substanziellen Unterschieden zwischen „Äpfeln“ und „Birnen“: Die 68er mussten ihre große Utopie von der ganz anderen Welt begraben. Die AfD aber sehnt sich nach einer Vergangenheit, die es nie gab. So trifft man sich in der unübersichtlichen Gegenwart.

„In Prag ist Pariser Kommune“

Der „Prager Frühling“ vor fünfzig Jahren und seine Folgen

STEFAN KARNER

Historiker, Vorstand des Instituts für Wirtschaftsgeschichte der Universität Graz, Leiter des Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung, Graz – Wien – Raabs, gab 2008 das zweibändige Werk zum Prager Frühling (Böhlau) heraus. Übersetzungen erschienen bei Harvard (englisch) und in Moskau (russisch).

Vor fünfzig Jahren hatte sich die Tschechoslowakei für einen Frühling lang ins freie Europa zurückgemeldet. Das Experiment wurde bekanntlich mit Panzern niedergewalzt. Doch die Ideen des „Prager

Frühlings“ lebten weiter. Zwanzig Jahre später konnte und wollte Michail Gorbatschow nicht mehr verhindern, was in Prag vorgedacht worden war und was nun in Danzig oder Leipzig geschah, was die Berliner Mauer und den „Ostblock“ auch von innen zum Einsturz brachte: die Freiheit des Wortes.¹

Am Dienstag, 20. August 1968, um kurz vor 22.00 Uhr endete der Aufbruch, wie wir heute wissen, mit Gewalt: Die Invasion von Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei hatte begonnen. „Wir kommen, um Euch brüderliche Hilfe zu erweisen“, denn „mit der Abwehr

der Konterrevolution darf keine Minute gezögert werden“, hieß es in einem Aufruf. Wut und Ohnmacht schlugen den Besatzern entgegen. Mit bloßen Händen trommelten Tschechen und Slowaken gegen die Panzer der Sowjets, Bulgaren, Polen und Ungarn. Die DDR durfte nicht mit einmarschieren. Dreißig Jahre nach Hitlers Einmarsch wollten die Moskauer Kräfte keine deutschen Truppen in Prag sehen.

Was war geschehen? Was trieb die kommunistischen Regime zum Äußeren? In der Tschechoslowakei (ČSSR) regierte Antonín Novotný, seit 1953 Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ) und seit 1957 zugleich Staatspräsident. Er hatte nicht nur sein Land durch vorsichtige Wirtschaftsreformen in die erste Liga des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (COMECON) gebracht und einen „Spalt“ für Liberalisierung und Meinungsfreiheit geöffnet, sondern 1964 bereits der Absetzung Nikita Chruschtschows durch Leonid Breschnew kritisch gegenübergestanden. Letzteres hatte ihm Breschnew übel genommen. Als sich in der ČSSR 1967 Unzufriedenheit und Unruhe breit machten, formuliert unter anderem von Intellektuellen wie Václav Havel und Pavel Kohout, setzte ihn Breschnew ab und hievte am 5. Januar 1968 seinen Freund aus Moskauer Tagen, Alexander Dubček, auf den Sessel des Parteichefs.

Dieser Wechsel markiert den eigentlichen Beginn des „Prager Frühlings“, einer zunächst von der Parteispitze verordneten Reform des sozialistischen Gesellschaftsmodells, die sich bald verselbstständigte: Studenten, Journalisten, Leute um Dubček, wie Josef Smrkovský, der Ökonom Ota Šik, der Chef des Schriftsteller-

verbandes Eduard Goldstücker und Jiří Pelikán, der Fernseh-Direktor. Und natürlich Dubček selbst, der seine Vision eines „Kommunismus mit menschlichem Antlitz“ verwirklichen wollte – auch als Überlebenschance für die kommunistischen Regime.

FURCHT VOR DER „KONTERREVOLUTION“

Der Kreml beschränkte sich zunächst darauf, die Lage in der ČSSR als schwierig und widersprüchlich zu bezeichnen. Erst nach Lockerung der Zensur und Absetzung vieler Funktionäre der Kommunistischen Partei begannen Teile der Moskauer Führung, „besorgt“ zu reagieren. Das prognostizierte Horrorszenario: Ohne Gegenmaßnahmen drohe in der ČSSR der Kapitalismus und damit die Spaltung des Warschauer Paktes.

Die von oben angestoßenen Reformen spornten rasch breite Bevölkerungsschichten an und verselbstständigten sich. Dubček stand allerdings von zwei Seiten unter Druck: von den Hardlinern des Kremls und den Chefs der Kommunistischen Partei (KP) Deutschlands, Walter Ulbricht, und der KP Polens, Władysław Gomułka, sowie von den orthodoxen Kräften in der Tschechoslowakei selbst.

In dieser Situation lud Breschnew die KP-Chefs der „Bruderstaaten“ nach Dresden – offiziell, um die Wirtschaftsentwicklung im COMECON zu besprechen; in Wahrheit ging es jedoch um erste Einmarschpläne. „Keine Protokolle, keine Stenogramme“, das Gespräch war hart. Einer der Hardliner: DDR-Chef Walter Ulbricht.

Die Vorwürfe aus Dresden wurde Dubček nicht mehr los: Verleumdung der KP und der Sowjetunion, Attacken gegen die Armee, die Regierung und verdiente Kommunisten, Weg zu einem „tschechischen Sozialismus“: „kleinbürgerlich, revisionistisch, nationalistisch“, Hinwendung zum Westen, Medien ohne Zensur. Dennoch ließ Breschnew seinen Mann in Prag, Dubček, nicht fallen. Noch nicht. Denn: Dubček sollte für die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (KSČ) ihr Machtmonopol behaupten und die „Konterrevolution“ aus eigener Kraft niederschlagen. Diese Leitlinie galt bis zum Einmarsch.

Wenige Tage nach den Gesprächen in Dresden, am 5. April 1968, folgte das entscheidende KSČ-Plenum mit einem „Aktionsprogramm“, das in den KP-Zentralen der sozialistischen Staaten alle Alarmglocken schrillen ließ: Verzicht der KSČ auf ihr Machtmonopol, teilweise Privatisierung der Wirtschaft, keine politischen Direktiven für die Wirtschaft, Grund- und Freiheitsrechte, Aufhebung der Zensur, Ausbau der Minderheitenrechte, politische Rehabilitierung und Wiedergutmachung sowie föderale Regelung des Verhältnisses zwischen Tschechen und Slowaken.

Konsequent resultierte aus diesem KSČ-Plenum eine neue Führung, die wiederum fünfzehn der neunzehn neuen Minister in die Regierung unter Oldřich Černík entsandte. Die Reaktion aus Moskau folgte auf dem Fuße. Breschnew: „Wir werden die Tschechoslowakei nicht aufgeben!“ Doch die Tschechoslowakei hatte sich nach zwanzig Jahren stalinistischer Herrschaft wieder nach Europa zurückgemeldet: Presse- und Reisefreiheit, Grenzöffnungen zu Österreich und Westdeutschland, Privatisierungen und neue

Leute in der Regierung wie Černík, Smrkovský, Zdeněk Mlynář oder Ludvík Svoboda. Vereine wurden gegründet, die bürgerlichen Grundfreiheiten gelebt, die Sozialdemokratie (wieder)begründet, Regisseure wie Miloš Forman, Wissenschaftler und Schriftsteller erlangten Kulturstatus. Die Katholische Kirche blühte auf, die Slowaken hatten Hoffnung auf nationale Selbstständigkeit in einer neuen Föderation.

„IN UNGARN FING ES AUCH SO AN“

Selbst der bulgarische Parteichef Todor Schiwkow spürte den neuen Schwung, als er Ende April in Prag mit Dubček zusammentraf, und warnte: „Dubček ist ein Revisionist!“ Für Ulbricht war Dubček ohnehin bereits ein hoffnungsloser Fall, ebenso für Gomułka. Anders János Kádár und Josip Broz Tito in Belgrad, die den Kurs in Prag bis zuletzt zumindest freundlich kommentierten. Parallelen zu Ungarn 1956 zog in Moskau KGB-Chef Juri Andropow: „In Ungarn fing es auch so an.“ Doch noch präferierte Breschnew eine politische Lösung, keine militärische.

Als Folge der aufgehobenen Zensur und der Gewährung persönlicher Freiheiten steigerten sich die Rufe nach weitergehenden und beschleunigten Reformen. Die Kulturzeitschrift *Literární listy* des Schriftstellerverbandes um Eduard Goldstücker avancierte zur Plattform der Demokratisierung. Goldstücker, der bereits im Februar Dubčeks Bekenntnis zum Recht auf freie Meinungsäußerung in einem TV-Interview ausgetestet hatte, in dem er offen Novotný kritisierte, sprach

nun öffentlich über gefälschte Beweise im Rahmen der kommunistischen Säuberungswellen. In der Presse, in Radio und Fernsehen kam es zu freien Diskussionen zwischen Studenten und jungen Arbeitern mit Goldstücker, Kohout und anderen Intellektuellen. Neue Vereine (wie etwa der „Klub engagierter Parteilosser“, KAN) wurden zum Sammelbecken parteiunabhängiger Reformer. Dadurch verlagerte sich der politische Dialog vermehrt in den öffentlichen Raum. Doch die KSC konnte nicht weiter nachgeben, wollte sie nicht eine sofortige militärische Antwort aus Moskau provozieren. Dubček agierte wie ein Lokführer zweier Züge: eines „Volks-express“ und eines langsamen Partei-Frachtzuges. Beide Züge waren zu koordinieren und auf den Moskauer Generalplan abzustimmen. Eine unlösbare Aufgabe.

Der „Prager Frühling“ kulminierte am 27. Juni 1968 mit dem „Manifest der 2000 Worte“. Verfasst von dem Schriftsteller Ludvík Vaculík und unterzeichnet von 67 prominenten tschechoslowakischen Intellektuellen, rechnete das Manifest mit der KP-Herrschaft ab und war Ausdruck eines zunehmenden Freiheitsverlangens der Bevölkerung. Für den Kreml war es ein direkter Aufruf zur Konterrevolution und zu einer militärischen Intervention. Sie war de facto beschlossen.

Trotzdem kam es am 29. Juli überraschend zu einem bilateralen Treffen im ostslowakischen Čierna nad Tisou, um die weiteren Schritte, vor allem nach einem Einmarsch, zu beschließen. Wider Erwarten hatte man jedoch „eine Übereinkunft“ erzielt. Dubček hatte sich gefügt und zugesagt, Reformexponenten zu entlassen, die Medien zu „beherrschen“, die Klubs „aufzulösen“ und die „Arbeit der Sozialdemokratischen Partei zu unter-

binden“. Gleichzeitig setzte der jugoslawische Staatschef Tito im August mit seinem Besuch in der Tschechoslowakei ein Zeichen der Unterstützung. Begeistert wurde er von der Bevölkerung empfangen. Auch Rumäniens Staatschef Nicolae Ceaușescu besuchte Dubček in Prag.

Ein kleiner Zeitgewinn, nicht mehr. Denn bald übergab Vasil Bifak den Sowjets einen „Einladungsbrief der gesunden Kräfte“ der KSC und bat um eine „kollektive Hilfsaktion“. Zwei hitzige Telefonate Breschnews mit Dubček änderten nichts mehr. Die letzte Entscheidung zur Intervention traf das Politbüro des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) am 17. August einstimmig.

„OPERATION DONAU“

In der Nacht vom 20. auf den 21. August 1968 begann die „Operation Donau“, die Besetzung des Landes. Die Prager Führung um Dubček wurde verhaftet und per Flugzeug nach Moskau gebracht. Als ihm Breschnew anbot, gemeinsam „eine annehmbare Lösung“ zu suchen, wusste Dubček, dass man aus ihm keinen Märtyrer machen, sondern ihn benutzen würde. Dubček sollte dem Kreml eine Exit-Strategie ermöglichen. Das Moskauer Protokoll kam einem Diktat gleich: Zurücknahme aller Reformen und Personalentscheide des Parteitags, Verbleib der Sowjettruppen bis zur „Normalisierung“.

Abgesehen von der bald so bezeichneten „Breschnew-Doktrin“, die fortan die Souveränität jedes einzelnen sozialistischen Staates beschnitt, erfasste eine Welle des Protestes die Tschechoslowakei,

die gesamte freie Welt und zahlreiche kommunistische Parteien in Westeuropa. Desillusioniert vom Vorgehen Moskaus, verurteilten die kommunistischen Parteien in Italien und Frankreich den sowjetischen Einmarsch, was auch Ausdruck einer zunehmenden Distanz zum Kremel war und der Entstehung des Eurokommunismus Vorschub leistete. Auch in der Bundesrepublik Deutschland war die Anteilnahme groß. Die deutsche Öffentlichkeit hatte den Reformprozess mit Wohlwollen begleitet, die Außerparlamentarische Opposition (APO) verband damit die Hoffnung auf einen „dritten Weg“ zwischen Kapitalismus und Kommunismus.

In der DDR brachte der „Prager Frühling“ einen Sommer unbeschwerterer Freiheiten – im Rahmen des verknöcherten SED-Systems. Seine Niederschlagung führte zu Protesten besonders von jungen Menschen. Künstler brachen ihr Schweigen: „In Prag ist Pariser Kommune. Sie lebt noch!“, dichtete Wolf Biermann. Die Ideale der Reformbewegung in der ČSSR blieben lebendig und wurden zu einer der wesentlichen Quellen der Demokratiebewegung der 1980er-Jahre in der DDR.

Selbst auf den Roten Platz in Moskau schwappte der Protest über. Während am 25. August 1968 die Uhr vom Spasski-Turm zwölf schlug, enthüllten acht Demonstranten auf dem Roten Platz mitgebrachte Transparente und hissten die tschechoslowakische Fahne. Man verhaftete sie sofort. Doch die Dissidentenbewegung in der Sowjetunion war geboren. Wenige Jahre später unterzeichnete die Sowjetunion die Helsinki-Akte für Menschenrechte, ein wesentlicher Baustein ihres späteren Untergangs.

Bis zum ersten Schimmer der Freiheit dauerte es noch zwanzig Jahre. Einer der

Demonstranten von damals, Leonid Petrovskij, erinnerte sich an die Aktion auf dem Roten Platz als ersten Höhepunkt für die Dissidenten: „Der ‚Prager Frühling‘ war unsere Hoffnung. Dubček war ein Licht für uns. Mit großem Genuss hörten wir seine Reden. Wir lebten davon.“

Am 29. August teilte Dubček seinen Landsleuten über das Radio das Diktat Moskaus mit. Er, Černík und Smrkovský blieben vorerst im Amt und wurden kalt benutzt. Andere konnten untertauchen, flohen oder wurden verhaftet. Im Zuge des Einmarsches und im zivilen Widerstand starben rund 500 Menschen.

FRAGWÜRDIGE „NORMALISIERUNG“

Die von Moskau diktierte „normalizacija“ im Lande war so schnell nicht herzustellen, trotz des Moskauer Diktats, der beginnenden Repressionen, Verhaftungen und der wieder eingeführten Zensur. Zu sehr hatten Tschechen und Slowaken die westlichen Freiheiten schätzen gelernt.

Drohend kabelte Moskau nach Prag: Das Moskauer Protokoll ist ohne Abweichungen zu erfüllen! Langsam wurde im Herbst 1968 der slowakische KP-Chef Gustáv Husák an die Spitze geschoben, ein Mann, dem Breschnew ein Jahr zuvor noch misstrauisch gegenübergestanden hatte. Nunmehr schien Husák geeignet und biegsam genug.

Zum großen Ventil der Enttäuschung und des aufgetauten Hasses geriet die Eishockey-Weltmeisterschaft in Schweden. In regelrechten Schlachten siegte die ČSSR Ende März 1969 zweimal über die Sowjetunion. Auf dem Eis hatte man

Waffengleichheit. Und hier hatte man gesiegt! Die Begeisterungstürme arteten in antisowjetische Demonstrationen aus. Den „Krieg“ auf dem Eis nahm Breschnew zum Anlass und ersetzte am 17. April 1969 Dubček durch Husák. Die folgende „normalizacija“ bedeutete die Rückkehr zu den Zuständen vor dem „Prager Frühling“.

Viele Dissidenten, denen die Flucht ins westliche Ausland gelungen war, setzten sich weiterhin für Menschenrechte und die Freiheit politischer Gefangener ein. In der Tschechoslowakei war dem Widerstand – auch durch groß angelegte Säuberungen innerhalb der KP – der Wind aus den Segeln genommen. „Friedhofsruhe“ trat ein. Nur einzelne Verzweiflungstaten wie die Selbstverbrennung Jan Palachs am 16. Januar 1969 belegten den Schock der auf die Freiheitshoffnungen folgenden Unterdrückung. Es sollte fast zehn Jahre dauern, bis sich beispielsweise mit der „Charta 77“ der Widerstand erneut formierte. Die Bürgerrechtsbewegung aus Künstlern und Intellektuellen (darunter auch Václav Havel) veröffentlichte im Januar 1977 eine Erklärung in verschiedenen europäischen Zeitungen, die die Verweigerung der bürgerlichen

Freiheits- und Grundrechte in der Tschechoslowakei anprangert. Darin lag wohl das entscheidende Erbe des Prager Frühlings: eine in der Bevölkerung verankerte Bewegung, die nach Freiheit und Demokratie strebt.

Prag 1968 war der Anfang vom Ende des „Ostblocks“. Es dauerte freilich noch zwanzig Jahre, bis Gorbatschow, der gemeinsam mit dem Prager Reformler Zdeněk Mlynář studiert hatte, in der Perestrojka mit genau jenen Reformen begann, an denen Dubček durch die Panzer des Warschauer Paktes gescheitert war. Die Sowjetunion brach im Inneren zusammen, weil es einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ in der Praxis nicht geben konnte.

¹ Vgl. zum gesamten Beitrag: Stefan Karner / Natalja Tomilina / Alexander Tschubarjan u. a. (Hrsg.): Prager Frühling. Bd. 1: Beiträge, Bd. 2: Dokumente, Köln/Weimar/Wien 2008, sowie Stefan Karner: „Die Operation Donau“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.06.2008, S. 10 f.; ders.: „Der ‚Prager Frühling‘ – Moskaus Entscheid zur Invasion“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 20/2008, S. 6–12; ders.: „Der kurze Traum des ‚Prager Frühlings‘ – und Moskaus Entscheid zu seinem Ende“, in: Angelika Ebbinghaus: 1968 in Osteuropa, Hamburg 2008.

1968 in der Tschechoslowakei

Eine Augenzeugin berichtet aus einer jüdischen Perspektive

SYLVIE WITTMANN

Geboren 1956 in Liberec (heute: Tschechische Republik), Konservatorin und Restauratorin, Gründerin und Leiterin der jüdischen Reiseagentur Wittmann Tours in Prag.

Den Prager Frühling haben Sie als Zwölfjährige miterlebt. Welche Erinnerung haben Sie?

Sylvie Wittmann: Bei uns in der Familie war es eine Zeit der Hoffnung, aber auch der Skepsis. Meine Eltern waren typische Zionisten, was einige Jahre zuvor dazu geführt hatte, dass meine Mutter wegen ihrer politischen Ansichten zeitweilig ver-

haftet worden war und mein Bruder in ein Waisenhaus gesteckt wurde, weil die Kommunistische Partei der Ansicht war, Leute wie meine Mutter könnten keine Kinder erziehen.

Das kommunistische Regime war für jeden schrecklich, der Verbindungen zum Westen, zu Israel oder zur Religion hatte. Im Hinblick auf die Juden war nicht die Religion das Hauptproblem, sondern die Angst des Regimes vor zionistischen Spionen. Jeder Jude wurde gewissermaßen verdächtigt, für Israel zu arbeiten.

Diese Anspannung ließ im Frühling 1968 zwar merklich nach, aber unsere Familie war angesichts vieler schwieriger



Foto: privat

Erfahrungen wenig optimistisch. Ich erinnere mich, dass ich damals in der Schule erzählte, was ich zu Hause gehört hatte: Wenn es so weitergeht, werden die sowjetischen Panzer ins Land kommen – wie 1956 in Ungarn. Meine Lehrerin explodierte daraufhin vor Zorn und schrie mich an. Aber nach den Sommerferien marschierten die Warschauer-Pakt-Armeen wirklich ein und beendeten den Prager Frühling.

Später entschuldigte sich meine alte Lehrerin bei mir, ihre schlechten Manieren täten ihr sehr leid. Dann stellte sie mir eine Frage, die mir nie eingefallen wäre: Wieso wisst ihr Juden immer alles im Vo-

raus? Ich war schockiert und hatte keine Ahnung, was das miteinander zu tun haben sollte.

Wie haben Sie die Niederschlagung des Prager Frühlings erlebt?

Sylvie Wittmann: Am 21. August kamen wir mit dem Zug nach Prag zurück, aber der Hauptbahnhof war verbarrikadiert, also mussten wir das letzte Stück laufen. Ich hörte, wie ein sowjetischer Soldat auf einem Panzer seinem Offizier zurief: „Das ist ein Fehler! Das sind unsere Leute!“ Der Offizier schrie zurück und erschoss den Soldaten – nicht einmal hundert Meter

von uns entfernt. Später schraubte ich zusammen mit meinen Brüdern die Straßenschilder ab, damit sich die Russen nicht orientieren konnten, und an jeder Ecke waren Leute, die Slogans schrieben. Alles war voller Tränen und gegenseitiger Hilfe. Doch nach einiger Zeit gaben viele auf und wurden vollständig passiv. Selbstverständlich versuchte die tschechoslowakische Staatssicherheit, die gesamte Nation dazu zu bringen, sich gegenseitig zu bespitzeln.

Gab es da noch Raum, sich für die eigenen Wurzeln und für Israel zu interessieren?

Sylvie Wittmann: Als ich von der Schule abging, wurde ich nicht für ein weiterführendes Studium empfohlen, weil ich nie der sozialistischen Bewegung angehört hatte und noch dazu ein Teil meiner Familie im Westen lebte. Wir galten als zionistische Familie. Ich wusste damals nicht recht, was das bedeutete. Natürlich habe ich geweint, weil ich deshalb nicht studieren durfte. Letztlich hat das aber dazu geführt, dass ich anfang, mich über den Zionismus zu informieren und die jüdische Gemeinde zu besuchen.

1983 besuchten Sie zum ersten Mal den Westen und Israel. Was waren Ihre Eindrücke?

Sylvie Wittmann: Mein erster Besuch in Israel war eigentlich nicht legal – das kommunistische Regime hatte ihn ja verboten. Offiziell habe ich also meinen Bruder in Belgien besucht. Eine Woche war ich dort, die andere in Israel.

Von dem ganzen Glamour des Westens war ich einerseits tief beeindruckt;

Kaufhäuser mit Waschpulver in fünfzehn Varianten war ich nicht gewohnt. Andererseits habe ich bei meiner Rückkehr aus Israel auch unerfreuliche Erfahrungen gemacht: Die Israelis hatten mir ein Visum auf einem losen Blatt gegeben, damit mein Reisepass in der Tschechoslowakei keinen Verdacht erregen würde. Bei der Ausreise haben die israelischen Beamten das Visum behalten. In Belgien bestand der Zollbeamte aber darauf, das Visum zu sehen. Als er mir drohte, mich nach Hause zurückzuschicken, dachte ich: Wunderbar, normalerweise würde ich übermorgen mit dem Zug fahren, aber gut, dann fliege ich eben heute. Doch er meinte nicht die Tschechoslowakei, sondern Israel. Er sagte, eine Jüdin gehöre nach Israel, und bedrohte mich mit einer Waffe. So wurde ich 1983 in Belgien mit erhobenen Händen in ein Büro geführt, wo man mich von allen Seiten fotografierte.

Später entschuldigte sich der Vorgesetzte bei meinem Bruder. Er sagte: „Wir haben zwei Möglichkeiten. Entweder wir melden, was Ihrer Schwester passiert ist, der Betreffende wird gefeuert, und Ihre Schwester bekommt nie wieder ein Visum für Belgien. Oder ich entschuldige mich bei Ihnen und gebe Ihnen einen Shopping-Gutschein für den Flughafen.“ Wir sahen einander an und gingen – ohne Shopping-Gutschein, den wir eher als Beleidigung empfanden. Das waren meine Erfahrungen mit dem ruhmreichen demokratischen System.

Wie ging es mit dem jüdischen Leben in Prag nach 1989 weiter?

Sylvie Wittmann: Einerseits entwickelte sich die jüdische Gemeinschaft. Erst waren nur wenige Juden Mitglieder der

Prager jüdischen Gemeinde, doch es wurden immer mehr, die sich öffentlich zu ihrem Judentum bekannten und keine Angst mehr hatten. Wir haben nun einen ständigen Rabbiner. Das ist natürlich eine sehr positive Seite.

Andererseits wurde die jüdische Gemeinde bürokratischer und technischer. Außerdem wird nun zwischen Juden unterschieden, die eine jüdische Mutter haben; Juden, die nur jüdische Väter haben; Juden, die irgendeinen jüdischen Vorfahren haben; Juden, die zur Orthodoxie konvertierten; und schließlich Juden, die zum reformierten oder konservativen Judentum konvertierten. Das halte ich nicht für sehr positiv. Daher rief ich 1991 „Beit Simcha“, das Haus der Freude, ins Leben – die erste Reformgemeinde im Land nach dem kommunistischen Regime. Denn wir sollten uns darüber freuen, Juden zu sein, unabhängig von der religiösen Ausrichtung.

In jüngster Zeit wird Europa von einer Welle des Populismus und Nationalismus heimgesucht, und auch der Antisemitismus scheint wieder zu erstarren. Wie beurteilen Sie die Lage in der Tschechischen Republik?

Sylvie Wittmann: In meiner Generation gibt es kaum Antisemitismus. Aber ich bin schon 61 Jahre alt. Unter den jungen Leuten stellt sich das Problem sehr merkwürdig dar. Menschen, die sich nicht orientieren können, die über keine richtige politische Bildung verfügen, die kaum etwas von der Geschichte wissen, laufen jedem Populisten hinterher. Und Populisten verwenden immer Begriffe, die gegen Minderheiten gerichtet sind.

Das Gespräch führte Marcel Serr, Redaktionsmitarbeiter „Die Politische Meinung“, am 13. Dezember 2017.

Übersetzung aus dem Englischen: Wilfried Becker, Gernersheim.

„Mosaik- gesellschaft“

Zum 70. Jahrestag der Gründung des Staates Israel

GISELA DACHS

Geboren 1963, aufgewachsen in Weiden (Oberpfalz), Publizistin, Kommunikationswissenschaftlerin und Dozentin am European Forum der Hebräischen Universität Jerusalem.

Nach dem jüdischen Kalender fällt der Unabhängigkeitstag Israels dieses Jahr auf den 19. April. Der Staat feiert dann seinen 70. Geburtstag. Das eigens dafür geschaffene Logo soll „Ewigkeit, kombiniert mit Innovation und Fortschritt“ symbolisieren. Das Wort „Israel“ erscheint dabei im Schreibstil der Gelehrten, wie es in der Torah auf Pergament geschrieben worden ist – als Ausdruck des unzerbrechlichen Bandes zwischen dem modernen Staat Israel und den antiken Quellen. „Mehr als in irgendeiner anderen Gesellschaft der

Welt gibt es in der israelischen Gesellschaft eine tiefe Mischung zwischen Alt und Neu, zwischen Religion und Moderne, zwischen Geist und Substanz, und vielleicht ist das gerade das Geheimnis unserer Kraft“, mutmaßte Kulturministerin Miri Regev, als sie die Feierlichkeiten ankündigte. Man habe starke nationale, historische und traditionelle Qualitäten, die es dem Land erlaubten, seine Identität, Einheit und Sicherheit aufrechtzuerhalten. Entsprechend blicke man kreativ und mit unkonventionellen Denkansätzen in die Zukunft, sei es in Forschung, Medizin oder Landwirtschaft, und leiste damit einen lebenswichtigen Beitrag für die ganze Menschheit.

Die siebzig geplanten Stunden der Festlichkeiten würden alle Bürger des Landes mit einschließen, betonte Regev.

Dabei handelt es sich um eine bunte Palette, geprägt von multiplen Bruchlinien. Weltliche Juden – die immer noch die große Mehrheit stellen – führen ein anderes Leben als Strenggläubige. In Jerusalem herrscht eine andere Atmosphäre als in der Mittelmeermetropole Tel Aviv oder einer der ärmeren abgelegenen Entwicklungsstädte oder in einem muslimischen Dorf in Galiläa. Es gibt auch Gräben zwischen Linken und Rechten, zwischen Alteingesessenen und Neuankömmlingen.

UNTERSCHIEDLICH „TICKENDE“ EINWANDERER

Als Einwanderungsland für Juden aus aller Welt war Israel von Anbeginn herausgefordert, verschiedene Gruppen aufzunehmen und zu integrieren. Seit dem 14. Mai 1948, dem Tag der Unabhängigkeit, hat die hiesige Bevölkerung zugenommen wie kaum eine andere auf der Welt. Damals zählte man rund 800.000 Einwohner, Ende 1968 waren es bereits 2.841.000. Im Jahr 2018 werden es knapp neun Millionen sein. Der Schmelztiegel aber hat in Wirklichkeit nie existiert. Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion ticken anders als solche aus Marokko, Kanada oder Argentinien. Hinzu kommen die arabischen Staatsbürger Israels und neuerdings auch Arbeitsmigranten aus Asien und Flüchtlinge aus Afrika. Es scheint angebracht, von einer Mosaikgesellschaft zu reden, deren soziale Kohäsion permanent herausgefordert wird.

Spannungen gibt es heute verstärkt auch zwischen liberalen Israelis, die sich für einen demokratischeren Staat einsetzen, und jenen, die sich mit den jüngsten,

in eine andere Richtung weisenden Entwicklungen zufriedengeben. Es gibt letztlich keinen Konsens darüber, was Zionismus bedeutet oder in seinem Namen erlaubt oder erforderlich wäre; dieser Streit dauert bis heute an. Nirgendwo sonst mag es so viele Staatsbürger geben, die sich permanent über die Verhältnisse in ihrem Land aufregen und engagiert darüber streiten, wie die Dinge anders laufen könnten oder sollten. Wie weit die Meinungen dabei auseinandergehen können, signalisiert der hohe Grad an Involviertheit und letztlich Zugehörigkeit zu einem nationalen Projekt, das immer noch ein Unterfangen „in der Mache“ ist, ein *ongoing project*, dessen langfristige Existenz nicht gesichert scheint.

Auch – oder besonders – an diesem Unabhängigkeitstag werden vor allem die älteren Generationen abends vor dem Fernsehbildschirm sitzen und gerührt sein angesichts dieses staatlichen Wunders und seiner Errungenschaften – anders als die Jungen. Diese Symbolik ist bei ihnen nicht mehr mit Emotionalität verbunden. Für sie ist das eigene Land längst eine Selbstverständlichkeit. Nicht wenige dieser Jungen sind integraler Bestandteil der globalisierten Welt; neben intensiver Smartphone-Nutzung gehören inzwischen auch Low-Cost-Flüge nach Europa dazu. Letztere schaffen heute eine engere Anbindung an den „alten Kontinent“, einen Sehnsuchts- und Schreckensort zugleich, der ihre Vorfahren und Familien – bestenfalls – ausgespuckt hat.

Schon Jahrzehnte vor der Shoah hielt der Visionär des Staates, Theodor Herzl, die Normalisierung jüdischer Existenz für unumgänglich. Israel sollte auf Verfolgung und Minderheitendasein in aller Welt eine Antwort sein. Juden sollten als

nationales Kollektiv ihr Schicksal endlich selbst in der Hand halten können, Teil einer souveränen Mehrheitsgesellschaft und nicht mehr abhängig von der Gunst oder Missgunst anderer Herrscher sein.

SICHER AUCH MIT KIPPA

Tatsächlich regelt in Israel der jüdische Kalender die Feiertage im Jahr, wird Chanukka statt Weihnachten gefeiert. Der Ruhetag ist am Schabbat statt am Sonntag. Die Schulkinder lesen den Tanach in seiner Originalsprache, in Hebräisch, und verstehen die Worte, auch wenn sie in säkularen Elternhäusern aufwachsen. Und wer will, trägt in der Öffentlichkeit eine Kippa, ohne sich fürchten zu müssen. Man könnte das „banales Judentum“ nennen, wie es die Gründerväter Israels im Sinn gehabt haben mögen – in Anspielung auf den Terminus „banaler Nationalismus“, den der Sozialwissenschaftler Michael Billig 1995 geprägt hat. Dieser Begriff bezieht sich auf verbindende Symbole – beispielsweise auf Geldscheine und patriotische Lieder oder auf die Alltagssprache, wenn in den Nachrichten zum Beispiel von „unserem Wetter“, „unserem Premierminister“ oder „unserer Mannschaft“ die Rede ist.

Die Zugehörigkeit zur westlichen Welt bleibt aber ein Grundpfeiler der eigenen Identität. Man vergleicht die Eckdaten des Landes gern mit denen anderer Mitgliedsstaaten der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, der Israel seit 2010 angehört. Kulturell aber sind die Israelis sicherlich „orientalischer“ geworden.¹ Die Rede ist dann oft

von Mittelmeerkultur. Sie macht sich besonders bei der Musik und beim Essen bemerkbar. Politisch neigen Israelis mit Wurzeln im Nahen Osten eher dem rechten Spektrum zu, sie gehören zu den Stammwählern der Likud-Partei, die vielen – im Gegensatz zur historisch europäisch geprägten Arbeitspartei – als natürliche Heimat erscheint.

Es brauchte Jahrzehnte, bis die verschiedenen Einwandererkulturen mit ihren Traditionen Platz im nationalen Narrativ bekamen. Erst in den 1990er-Jahren hatte man in Israel damit begonnen, sich den eigenen Familiengeschichten in der Diaspora zuzuwenden, für die bis dahin nur spärlich Platz in der Öffentlichkeit war. Im Rahmen des Unterrichts beschäftigten sich Schüler seither ein gesamtes Jahr lang mit ihrer Herkunft. Sie befragen die Großeltern nach ihren Kindheitserfahrungen – in Bagdad, Tripoli, Warschau oder Belgrad. Fortan gingen immer mehr Israelis auch in Polen auf die Suche nach ihren Wurzeln, entdeckten Berlin als Reiseziel, erlangten aufgrund ihrer Vorfahren einen europäischen Pass.

DIE JECKES

Diese Entwicklung führte dazu, dass sich auch die Einwanderer aus Deutschland beziehungsweise ihre Nachkommen neu ihrer Herkunft zu versichern suchten.² Dieser Trend ließ die sogenannten „Jeckes“ (aus Deutschland stammende Juden) in einem neuen Licht erscheinen. Waren die ihnen zugeschriebenen überkorrekten „deutschen“ Charaktereigenschaften lange Zeit eher mit negativen Assoziationen behaftet, so nahm diese Haltung Ende der

1990er-Jahre eine Wende. Man wusste auf einmal die Vorteile von Fleiß, Ehrlichkeit und Pünktlichkeit zu schätzen, nahm sich der Lebensläufe der Jeckes und ihrem Wirken an. Es fand eine späte Anerkennung dieses Erbes statt. Das war Teil eines allgemeineren Phänomens, wie Moshe Zimmermann und Yotam Hotam in dem Vorwort des Bandes *Zweimal Heimat. Die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nahost* notieren.³ Die Vergangenheit sei die „Vergangenheit der heutigen Gegenwart, in der kollektive Erinnerung und der politisch anmutende, ethnische Partikularismus eine zentrale Rolle spielen“.⁴ Man lebe in einer Zeit, in der verschiedene Kollektive sich „leidenschaftlich – mit Hilfe von Filmen, Büchern, Aufsätzen und politischen Vereinigungen – für vergangenes Unrecht zu entschädigen“ versuchten.

Über den Beitrag der Jeckes zum Aufbau des Landes und seiner Modernisierung in vielen Bereichen ist seither viel geschrieben worden. Betont wurde ihr Einfluss im Gesundheitswesen, in Handel, Tourismus, im Kulturleben, in ästhetischen Bereichen wie etwa der Werbebranche und der Kaffeehauskultur. In ihrem Aufsatz „Was bleibt von den Jeckes?“ schreibt Anja Siegemund, Direktorin der Stiftung Synagoge Berlin: „Steinerne Zeugnisse sind die Bauten im Bauhaus-Stil in Tel Aviv, aber auch die Gebäude, die von berühmten Architekten wie Alexander Baerwald, Erich Mendelsohn, Richard Kauffmann und vielen anderen im ganzen Land errichtet wurden. Jeckische Einwanderer prägten stark Aufbau und Ausgestaltung von Organisationsstrukturen in Justizwesen und Behörden, der Hebräischen Universität und dem Technion sowie in Archiven und Bibliotheken; die Handschrift der Jeckes lässt sich da heute

noch ablesen, wenngleich vermischt mit britischen und US-amerikanischen Einflüssen.“⁵

Die Rückbesinnung auf das Wirken und die Lebensläufe der Jeckes wirkt oft wie ein Beweismittel dafür, dass sie – trotz ihres „Deutschseins“ – als Israelis durchaus dazugehörten. Tatsächlich waren viele von ihnen ein Leben lang kulturell und sprachlich ihrem Herkunftsland verbunden geblieben, schauen bis heute Günther Jauchs „Wer wird Millionär?“ im Kabelfernsehen und freuen sich, wenn sie feststellen, dass sie auch in der Ferne mit ihrer guten Allgemeinbildung so manchem deutschen Kandidaten etwas voraus haben.

Diese Verbundenheit hat tiefe Wurzeln. Denn das Deutsche war für Juden immer schon von besonderer Bedeutung.⁶ Die deutsche Sprache und Kultur spielten etwa auch für das Selbstverständnis der Hebräischen Universität in Jerusalem seit ihrer Gründung in den 1920er-Jahren eine wichtige Rolle.⁷ Dan Diner bezeichnete Deutsch als die jüdische Sprache schlechthin, die erst durch den Holocaust gänzlich in Verruf geraten und im 1948 neu gegründeten Staat Israel zum Tabu geworden war.⁸

BRAUT UND BRÄUTIGAM – EIN MISSVERSTÄNDNIS

Es spielten dann aber gerade die Jeckes bei der Etablierung der israelisch-deutschen Beziehungen eine wichtige Rolle. Sie waren die Pioniere, die nach dem Krieg die Verbindung wieder aufnahmen. Nach 53 Jahren seit Aufnahme der diplomatischen Beziehungen ist ein enges Geflecht zwischen beiden Ländern entstanden, die

Bundeskanzlerin gilt als eine gute Freundin und der Schwarzwald als beliebtes Reiseziel für israelische Touristen. Viele israelische Führungskräfte sehen Deutschland heute politisch, wirtschaftlich, wissenschaftlich und technologisch als zweitwichtigsten Partner nach den USA. Es gibt über einhundert Städte- und Kreispartnerschaften, einen regen Jugendaustausch und Reisebetrieb sowie enge kulturelle und zivilgesellschaftliche Verbindungen. Niemand in Israel hätte diese Entwicklung nach der Staatsgründung 1948 für möglich gehalten, als beschlossen wurde, jedem Deutschen die Einreise und jedem Israeli die Reise nach Deutschland zu verbieten. Bis 1956 stand in jedem israelischen Pass der Vermerk: für alle Länder der Welt „mit Ausnahme Deutschlands“.

Siebzig Jahre nach der Staatsgründung hat man in Israel den Holocaust alles andere als vergessen, er ist ein unzertrennlicher Bestandteil der individuellen Familiengeschichten und prägt die kollektive Identität. Allerdings schlägt sich das heute nicht mehr in einer Ablehnung gegenüber Deutschland nieder, sondern in einer erstaunlichen Offenheit.

Das fördert aber auch idealisierte Vorstellungen zutage, die das Verhältnis zwischen Deutschland und Israel bisher mit geprägt haben. So verglich ein weiser israelischer Beobachter, im Tel Aviver Biergarten vor seinem Halbliterglas sitzend, dieses Verhältnis mit einer Eheschließung: Die Braut (Israel) heiratet ihren Bräutigam in der Hoffnung, dass er sich ändert – während der Bräutigam (Deutschland) sich wünscht, dass seine Braut immer so bleibt, wie sie ist.

Viele Deutsche wünschen sich, Israel wäre immer noch das von ihnen idealisierte

Land der Kibbuzim und des Horatanzens und sind enttäuscht angesichts all des Wandels. Die Israelis wiederum hoffen auf ein gänzlich verändertes Deutschland und sehen – spätestens seit den letzten Wahlen – nun, dass doch nicht alles so ganz anders ist.

¹ Vgl. Johannes Becke: „Die Favela im Dschungel: zur israelischen Selbstwahrnehmung als westliche Enklave“, in: Gisela Dachs (Hrsg.): Jüdischer Almanach Mein Israel. Szenen eines Landes, Berlin 2018.

² Dan Diner: „Jeckes – Ursprung und Wandel einer Zuschreibung“, in: Moshe Zimmermann / Yotam Hotam (Hrsg.): Zweimal Heimat. Die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nahost, Jerusalem 2005, S. 102.

³ Der Band erschien 2005 und stellte ausgewählte Beiträge einer internationalen Konferenz vor, die sich im Mai 2004 in Jerusalem mit dem „Traditionserbe der Juden Mitteleuropas und ihrem Einfluss auf die israelische Gesellschaft“ beschäftigte.

⁴ Ebd., S. 11.

⁵ Anja Siegemund: „Was bleibt von den Jeckes?“, in: Gisela Dachs (Hrsg.): Jüdischer Almanach Mein Israel. Szenen eines Landes, Berlin 2018.

⁶ Vgl. Na'ama Sheffi: Vom Deutschen ins Hebräische. Übersetzungen aus dem Deutschen im jüdischen Palästina 1882–1948, Göttingen 2011.

⁷ In den Jahren 1925 bis 1948 waren fast die Hälfte aller Professoren an deutschen akademischen Instituten ausgebildet worden und betrachteten sich als Teil der deutschen wissenschaftlichen Tradition. Als Reaktion auf die nationalsozialistische Rassenpolitik in Deutschland wurde 1934 jedoch Deutsch nicht mehr unterrichtet. Vgl. Yfaat Weiss: „Rückkehr in den Elfenbeinturm: Deutsch an der Hebräischen Universität“, in: Naharaim, Jg. 8, Nr. 2 (2014), S. 227–245.

⁸ Vgl. Dan Diner: Rituelle Distanz. Israels deutsche Frage, München 2015, S. 15. Diner geht hier auch auf die Bedeutung der deutschen Sprache bei den „Wiedergutmachungsverhandlungen“ zwischen Deutschland und Israel ein. Zum einen galt sie nach der jüdischen Katastrophe als „anstößig, verwerflich, gleichsam kontaminiert“ (S. 7), zum anderen war aber die Muttersprache aller Unterhändler Deutsch. Um die gebotene Distanz zu wahren, fanden die Verhandlungen in englischer Sprache statt.

Gott und der Welt in Offenheit verbunden

In memoriam Karl Kardinal Lehmann
(* 16. Mai 1936 in Sigmaringen, † 11. März 2018 in Mainz)

Kardinal Lehmann kannte nahezu jeder. Rastlos war er im Land unterwegs, wurde eingeladen, hat referiert, gesprochen, vorgetragen, argumentiert. Er war ein Meister der Kommunikation, des Gesprächs, der Begegnung. Viele erinnern sich an sein erfrischendes Lachen, an sein phänomenales Personengedächtnis, an Gespräche mit einem stets offenen und zugewandten Partner, an einen wichtigen Ratgeber.

Als junger Theologieprofessor wurde Karl Lehmann 1971 Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK). Erst mit seiner Berufung zum Bischof von Mainz 1983 endete diese Mitgliedschaft. Aus den revolutionären Aufbrüchen des Essener Katholikentags 1968 heraus war er für das ZdK an der „Würzburger Synode“ beteiligt, wo die Beschlüsse des Konzils auf die deutsche Situation angewandt wurden. Auch nach seinem Ausscheiden blieb die Verbindung eng. Vierzig Jahre lang war Lehmann, zunächst auf ZdK-Seite, dann als Bischof und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, Mitglied der „Gemeinsamen Konferenz“ von Bischofskonferenz und Zentralkomitee. Seit 1978 hat er auf allen Katholikentagen, Ökumenischen Kirchentagen und anderen Großveranstaltungen des ZdK mitgewirkt, zuletzt beim 100. Katholikentag 2016 in Leipzig. 1998 war Bischof Lehmann selbst Gastgeber des Jubiläumskatholikentags in Mainz, 150 Jahre nach dem ersten. Dessen damaliges Leitwort war signifikant auch für Karl Lehmann selbst. Es lautete: „Gebt Zeugnis von Eurer Hoffnung!“ Dieses Zeugnis hat Kardinal Lehmann ein Leben lang gegeben: überzeugend, einladend, dialogfähig, gewinnend auch dort, wo er unbequeme und streitbare Positionen vertrat.

Mit Karl Kardinal Lehmann verliert die katholische Kirche einen herausragenden Kirchenführer der letzten Jahrzehnte, einen beliebten und umsichtigen Bischof, einen hoch anerkannten Wissenschaftler und nicht zuletzt einen großen Menschenfreund.

Er war in seiner freundlich-fröhlichen und herzlichen Art ein authentischer Zeuge der Freude am Evangelium. Für seine Lebensleistung, mit der Lehmann wie kein anderer die Kirche und dadurch auch die Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten geprägt hat, gelten ihm größter Dank und Respekt.

Karl Lehmann hat sein Leben als Priester und Wissenschaftler, als Bischof und Kardinal mit seiner ganzen Person stets als einen Dienst im biblischen Sinne verstanden. „Communio“, Leitbegriff des Zweiten Vatikanischen Konzils, das er als junger Theologe in Begleitung Karl Rahners erleben und mitgestalten konnte, wurde sein theologisches und kirchenpolitisches Programm. In diesem Geiste suchte er immer den Konsens im fairen Dialog. Wir haben ihn als einen Menschen erlebt, der mit Freude und großer Aufmerksamkeit auf Menschen zugehen konnte, der allen, denen er begegnete, mit einem tiefen, aus dem Glauben gewachsenen Respekt und einer entwaffnenden Freundlichkeit entgegentrat. Wir haben ihn aber auch als einen umfassend gebildeten Theologen und Wissenschaftler erfahren, dessen Wort mit Aufmerksamkeit und Respekt gehört wurde. Er war außerordentlich belesen, sein Bücher- und Lesehunger war legendär.

Als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz hat Karl Lehmann die katholische Kirche in Deutschland durch eine Zeit großer Spannungen und Konflikte geführt. Er konnte auch unbequem sein und den Menschen ins Gewissen reden. Mit seiner Offenheit und auf Verständigung zielenden Persönlichkeit ist es ihm gelungen, im gesellschaftlichen Dialog eine starke und glaubwürdige Stimme zu sein – und ein gesuchter Gesprächspartner. Innerkirchlich hat er die deutschen Katholiken in schweren Zeiten zusammenzuhalten gesucht und auch problematische römische Entscheidungen für die Gläubigen verstehbar gemacht.

Seine Gegner in der Bischofskonferenz waren ihm theologisch nicht gewachsen. Leider kam es auch zu Blockaden und Intrigen, nicht zuletzt im Umfeld der Diffamierungen der deutschen Beratungsregelung für Frauen in Schwangerschaftskonflikten. Das Pontifikat von Papst Franziskus zeigt, dass er in vielen Fragestellungen vorausdachte. Es wird ihm eine große Freude gewesen sein, gerade in den letzten Jahren einige Früchte des Fortschritts, für den er sich jahrzehntelang eingesetzt hatte, wachsen zu sehen. Ganz sicher gehört dazu auch das Erleben der Ökumene, wie sie im Jahr des Reformationsjubiläums zum Ausdruck kam.

In seinem Dienst hat er sich nicht geschont und ging bis an die Grenze seiner physischen Kräfte. Wenn Bernhard Vogel schreibt, Kardinal Lehmann sei „die Gabe gegeben, bei längeren Vorträgen anderer einzuschlafen“, dann ist das untertrieben; die nächtliche Schreibtischarbeit forderte ihren Tribut. Lehmann hat sich über alle Maßen angestrengt, manchmal auch verausgabt.

Der Bedeutung der Person und des Lebenswerks von Kardinal Lehmann wird man nicht gerecht, wenn man den Blick ausschließlich auf sein Wirken in der Kirche reduziert. Lehmann war ein „homo politicus“, dem es darum ging, die Welt aus seinem Glauben an den Gott, der in Jesus Christus, seinem Sohn, in die Welt gekommen ist und sich den Menschen zugewandt hat, mitzugestalten. Die Anpassung theologischer und moralischer Positionen auf aktuelle Erkenntnisse der Natur- und Humanwissenschaften war für ihn eine Selbstverständlichkeit.

Wie nur wenige Vertreter der Kirche war er ein hoch angesehener Gesprächspartner in Politik und Gesellschaft. Vertreter von Gewerkschaften, Unternehmern, Universitäten und vielen anderen Institutionen und Organisationen suchten seinen Rat. Wann immer er angefragt wurde und es irgendwie möglich war: Lehmann sagte sein Kommen und einen grundlegenden Vortrag zu.

Seine Verbindungen in die Landes- und Bundespolitik hat er mit großer Sorgfalt und stets sehr persönlich gepflegt. Das galt zum Beispiel für seine enge Verbindung zu Helmut Kohl – aber weit darüber hinaus und überparteilich pflegte er vertrauensvolle Beziehungen.

Der Tod von Karl Lehmann reißt eine Lücke in die katholische Kirche und in unser Land, die wir als Auftrag verstehen sollten, sein Werk fortzusetzen. Beim Requiem für Bischof Klaus Hemmerle 1994 sagte der damalige Bischof Karl Lehmann Worte, die auch für ihn gelten sollten: „Unser entschiedenes Zeugnis wäre der größte Dank an ihn.“ Was heißt das für politisch engagierte Christen?

Das meint vor allem, seinen Glauben nicht zu verstecken, Zeugnis zu geben mit der ehrlichen Bereitschaft zum Dialog. Die wichtigsten Aufgaben stellen sich sicher im Schutz des menschlichen Lebens vom Anfang bis zum Ende. Aber auch in der sozialen Gerechtigkeit weltweit, in Familie, Bildung, Kultur, Wissenschaft und nicht zuletzt im Dialog der Religionen. Und es meint, aktiv in der Kirche mitzuarbeiten und sich nicht bequem zurückzulehnen. Das heißt „Communio“ mit einer neuen Rolle der Frau, hin zu einer synodalen Verfassung und Praxis.

Mit Karl Kardinal Lehmann verlieren wir einen wichtigen Gestalter, Brückenbauer und Wegweiser. Er hat die katholische Kirche über Deutschland hinaus in großen Veränderungsprozessen wesentlich mitgestaltet. Wir danken ihm für vertrauensvolle Verbundenheit, für Ermunterung und Zuspruch, für seinen Rat und seine offene Freundlichkeit. Wir werden nicht zuletzt beim Katholikentag in Münster an ihn in unseren Gebeten denken.

Thomas Sternberg

*Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken,
Altstipendiat und Mitglied des Vorstandes der Konrad-Adenauer-Stiftung*

Euphorie und Abgründe

Eine Fachtagung thematisiert die gesellschaftliche Bedeutung
des Fußballs in Lateinamerika

Der Fußball prägt die Alltagskultur Hunderter Millionen von Fans, besonders in Lateinamerika. Superstars wie der Argentinier Lionel Messi oder der Brasilianer Neymar sind nationale Idole. Dem ehemaligen Fußballstar Diego Armando Maradona widmeten seine Anhänger sogar eine Religion. In den Stand eines Fußballgottes hatte er sich selbst erhoben, als er sein Handtor im Viertelfinale der Fußballweltmeisterschaft 1986 gegen England mit dem Eingreifen der „Hand Gottes“ rechtfertigte.

Die letzte WM auf dem lateinamerikanischen Kontinent 2014 in Brasilien war ein monumentales Fußballspektakel. Die fehlende soziale Nachhaltigkeit führte jedoch auch zu starker Kritik. Der mit Millionengeldern für die WM erbaute Fußballtempel in Manaus im brasilianischen Amazonasdschungel rottet heute vor sich hin. Zunehmend melden sich kritische Stimmen zu Wort. Diese sehen im Profifußball eine von der Lebenswirklichkeit der Fans entkoppelte Milliardenindustrie, die den Fairplay-Gedanken nur als Lippenbekenntnis vor sich herträgt. Gewalttätige Ausschreitungen, Hooligans, offen zur Schau getragener Rassismus und die Diffamierung von Minderheiten, astronomische Spielergehälter, Spielmanipulationen und Wettskandale sowie

korrupte Machenschaften bei den WM-Vergaben prägen die Schlagzeilen. Das bewusste Schüren von Ressentiments und nationalistischen Tönen führte bei den Qualifikationsspielen zur WM 1969 zwischen Honduras und El Salvador nicht nur zu Ausschreitungen mit Toten, sondern schließlich sogar zum sogenannten Fußballkrieg zwischen beiden Ländern. Jüngste WM-Vergaben zeigten, dass demokratische Mindeststandards offensichtlich keine Vorbedingung für die Ausrichtung einer WM sind.

Dem gegenüber steht die verbindende und integrative Kraft des Fußballs, der mühelos sprachliche, soziale, kulturelle oder religiöse Grenzen überwindet. Diese positive Wirkung macht sich die internationale Entwicklungszusammenarbeit zunutze, vor allem auch, um Kinder und Jugendliche anzusprechen und einen Beitrag zur Förderung von Bildung, Gesundheit und Gleichberechtigung zu leisten.

Als politische Stiftung, deren Kernauftrag die weltweite Demokratieförderung ist, hat die Konrad-Adenauer-Stiftung positive Erfahrungen mit Fußball-Projekten gemacht. So leisteten gemeinsame Trainings, begleitende Workshops und öffentlichkeitswirksame Fußballspiele von christlichen und muslimischen Würdenträgern einen wichtigen Beitrag zur Stärkung des interreligiösen Dialogs und zu friedlichen Wahlen in Tansania. Mit der Initiative „Green Goal 2010“ setzte die Stiftung ein Zeichen für Nachhaltigkeit, Umwelt- und Klimaschutz bei der WM in Südafrika.

Im Vorfeld der Fußballweltmeisterschaft 2018 liegt der Fokus der Stiftung auf Lateinamerika. Gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Lateinamerikaforschung (ADLAF) wird sie vom 7. bis 9. Juni 2018 eine Fachtagung zum Thema „Fußball und Gesellschaft in Lateinamerika“ in Berlin durchführen. Unter anderem hat Aline Pellegrino, ehemalige Kapitänin der brasilianischen Frauennationalmannschaft und Co-Direktorin des Frauenfußballprojekts „Guerreiras“, ihre Teilnahme zugesagt. Ebenso gehören Antonio Leal, Gründungsdirektor des lateinamerikanischen Fußballfilmfestivals CINEfoot, sowie Jürgen Griesbeck, Gründungsdirektor der Organisation Streetfootballworld und Initiator von „Common Goal“, zu den Diskutanten. Der inhaltliche Schwerpunkt lautet „Korruption, Machismus & Rassismus – Herausforderungen und die positive Kraft des Fußballs“. Darüber hinaus finden ein Fußballfilmabend, weitere Expertendiskussionen mit Nachwuchswissenschaftlern aus Europa und Lateinamerika sowie zahlreiche Aktionen rund um das Thema Fußball statt. Die Konrad-Adenauer-Stiftung und ADLAF wollen mit der Veranstaltung einen Beitrag dazu leisten, die positive Kraft des Fußballs für gesellschaftliche Entwicklungen zu thematisieren, ohne die negativen Seiten auszublenden.

Stefan Reith

Leiter des Teams Lateinamerika

Hauptabteilung Europäische und Internationale Zusammenarbeit

Die nächste Ausgabe erscheint im Juni 2018
zum Thema

Kriminalität

Wie sicher ist Deutschland?

Mit Beiträgen unter anderen von Jens Gnisa,
Johanna Hey, Holger Münch und Herbert Reul.

IMPRESSUM

Nr. 549, März/April 2018, 63. Jahrgang, ISSN 0032-3446

DIE POLITISCHE MEINUNG



Konrad
Adenauer
Stiftung

Herausgegeben für die Konrad-Adenauer-Stiftung von

Wolfgang Bergsdorf, Hans-Gert Pöttering
und Bernhard Vogel

Begründet 1956 von

Otto Lenz und Erich Peter Neumann

Redaktion

Bernd Löhmann (Chefredakteur)
Ralf Thomas Baus (Redakteur)
Marcel Serr (Redaktionsmitarbeiter)
Cornelia Wurm (Redaktionsassistentin)

Anschrift

Rathausallee 12, 53757 Sankt Augustin
Klingelhöferstraße 23, 10785 Berlin
Telefonnummer: (0 22 41) 2 46 25 92
Faxnummer: (0 22 41) 2 46 26 10
ralf.baus@kas.de
cornelia.wurm@kas.de
www.politische-meinung.de

Redaktionsbeirat

Alexander Brakel, Ulrike Hospes,
Paul Linnarz, Matthias Schäfer

Verlag und Anzeigenverwaltung

Verlag A. Fromm,
Postfach 19 48, 49009 Osnabrück
Telefonnummer: (05 41) 31 03 34
Faxnummer: (05 41) 31 04 11
C.Brinkmann@fromm-os.de

Herstellung

Druck- und Verlagshaus FROMM GmbH & Co. KG
Breiter Gang 10–16, 49074 Osnabrück

Konzeption und Gestaltung

Stan Hema GmbH
Agentur für Markenentwicklung, Berlin
www.stanhema.com

Bezugsbedingungen

Die Politische Meinung erscheint sechsmal im Jahr.
Der Bezugspreis für sechs Hefte beträgt 50,00 €
zzgl. Porto. Einzelheft 9,00 €. Schüler und Studenten
erhalten einen Sonderrabatt (25 Prozent). Die Bezugs-
dauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern
das Abonnement nicht bis zum 15. November eines
Jahres schriftlich abbestellt wird. Bestellungen
über den Verlag oder durch den Buchhandel.

Das Copyright für die Beiträge liegt bei der Poli-
tischen Meinung. Nicht in allen Fällen konnten
die Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Noch
bestehende Ansprüche werden ggf. nachträglich
abgegolten. Die Zeitschrift wird mitfinanziert durch
Zuwendungen der Bundesrepublik Deutschland.





EIN BAUM IM MITTELKREIS

Das chilenische Nationalstadion in Santiago war nicht immer ein Ort der Freude und Feier. Im September 1973 richtete das Regime von General Augusto Pinochet hier ein riesiges Internierungslager ein. Monatelang wurden Zehntausende Menschen im Stadion festgehalten, misshandelt und gedemütigt.

Zur Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse pflanzte Sebastian Errazuriz eine Magnolie mitten auf das Spielfeld. Ein „kathartisches Soccer-Match“ beendete die Kunstaktion nach einer Woche.

© „Memorial of a concentration camp“ (Santiago, Chile 2006) by Sebastian Errazuriz

1954

1974

1990

2014

2018

**Viel Erfolg bei der
Weltmeisterschaft!**

Informieren Sie sich über das Leitmotiv
der Konrad-Adenauer-Stiftung:
www.kas.de/dasnaechstekapitel



Deutschland
Das nächste Kapitel